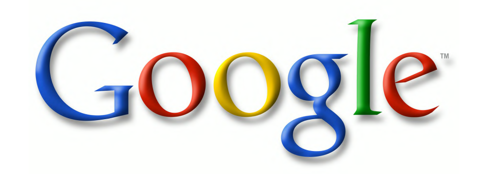
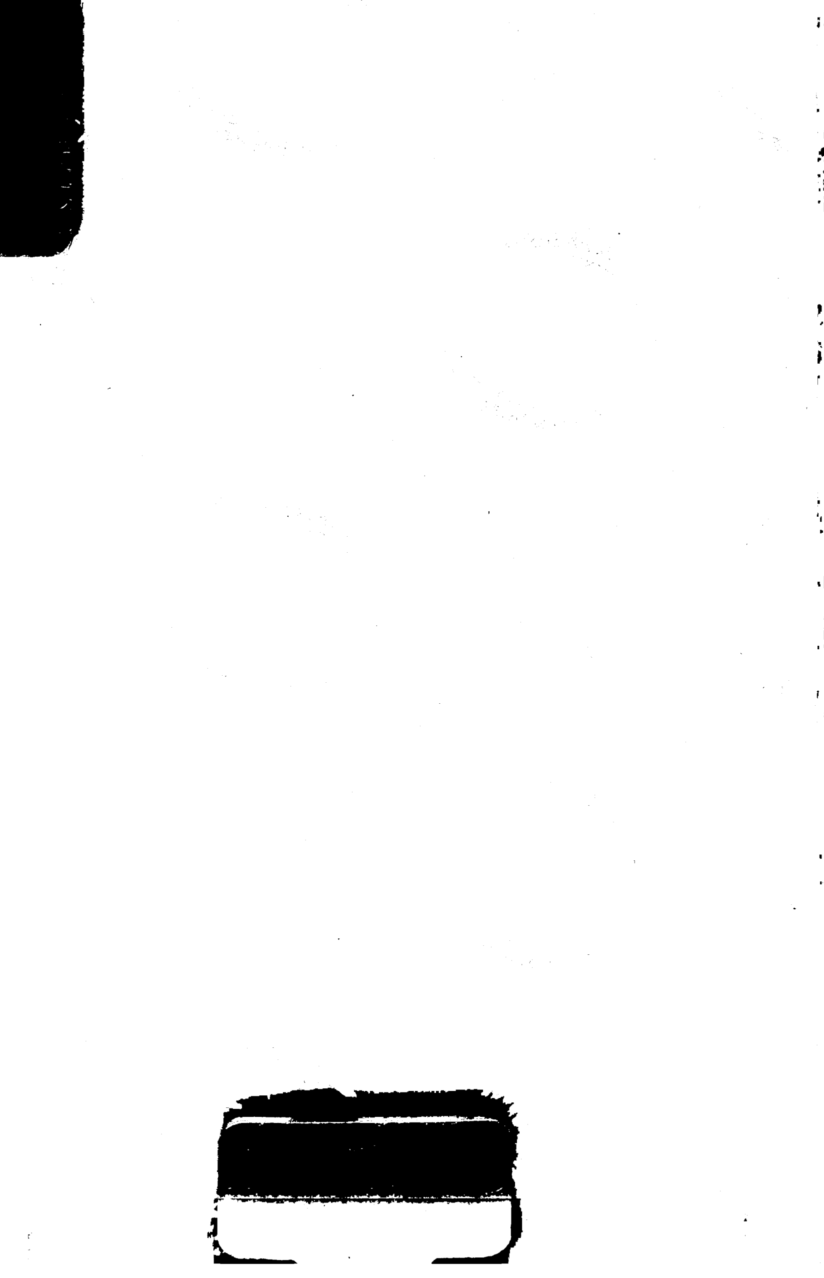
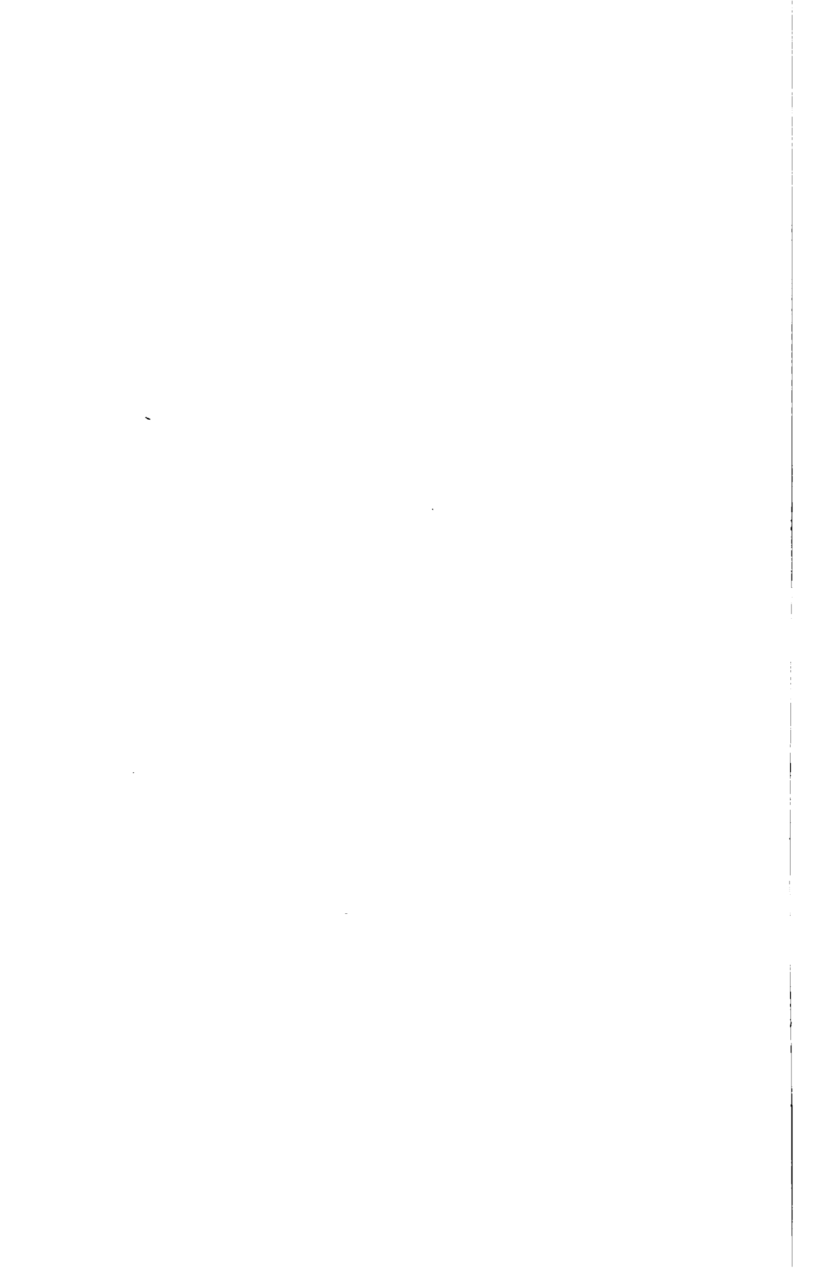
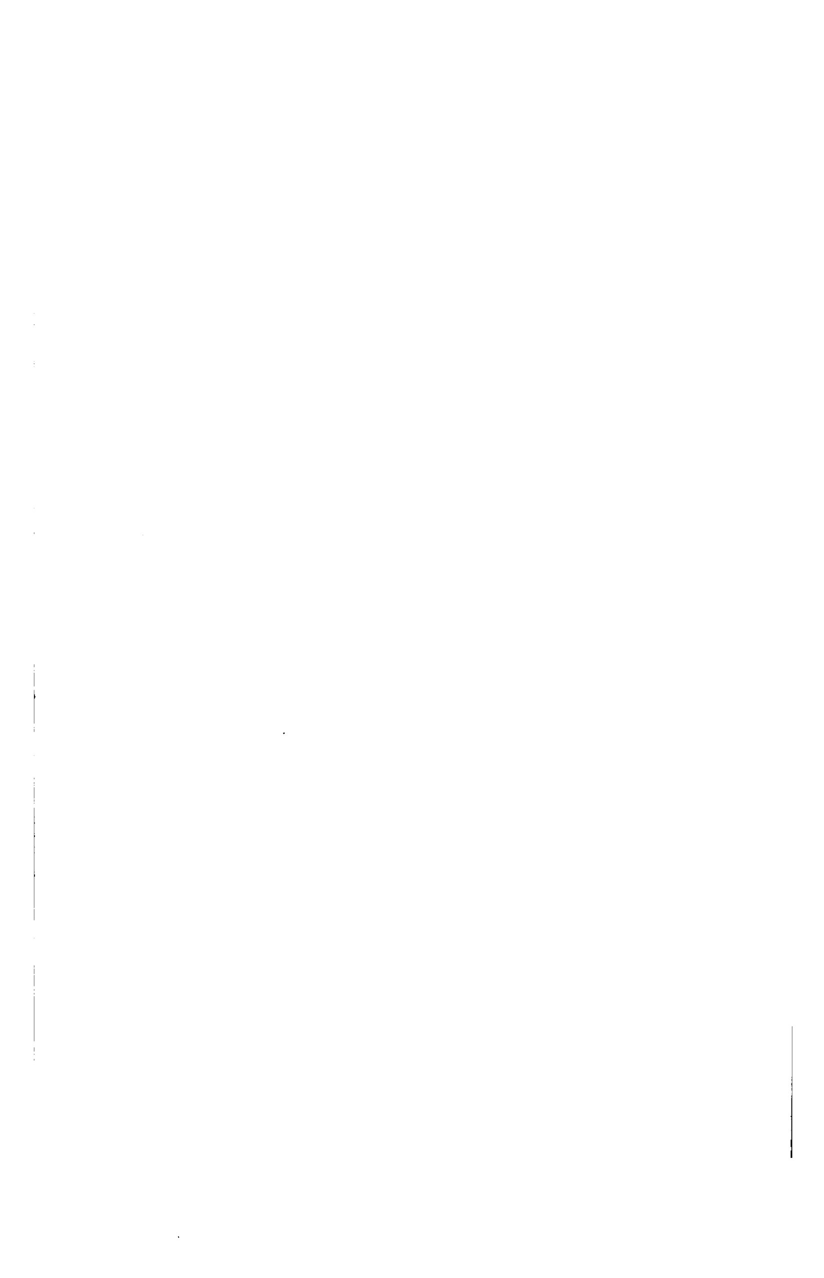


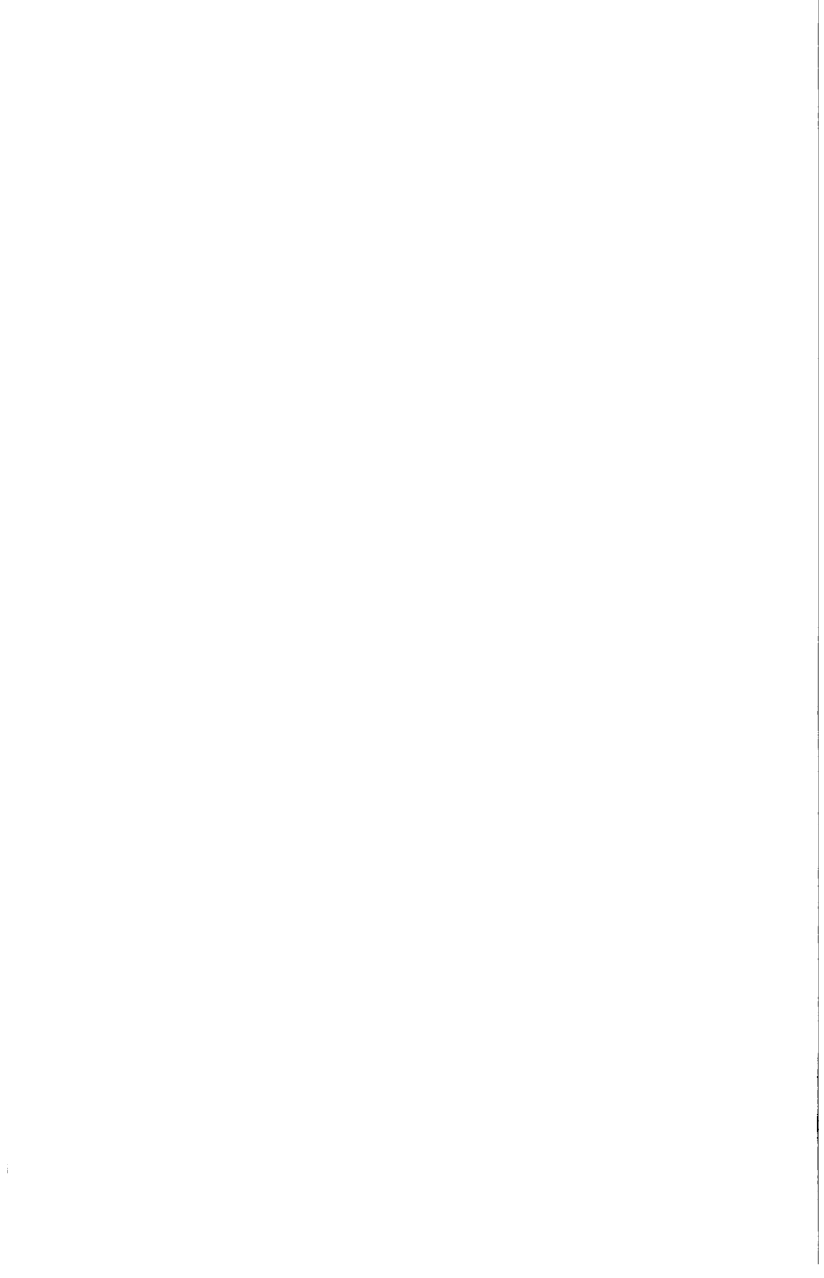

UC-NRLF
$B 303 950











Ludwig Kossuth

und

Clemens Metternich.

Von

Sigmund Kolisch.

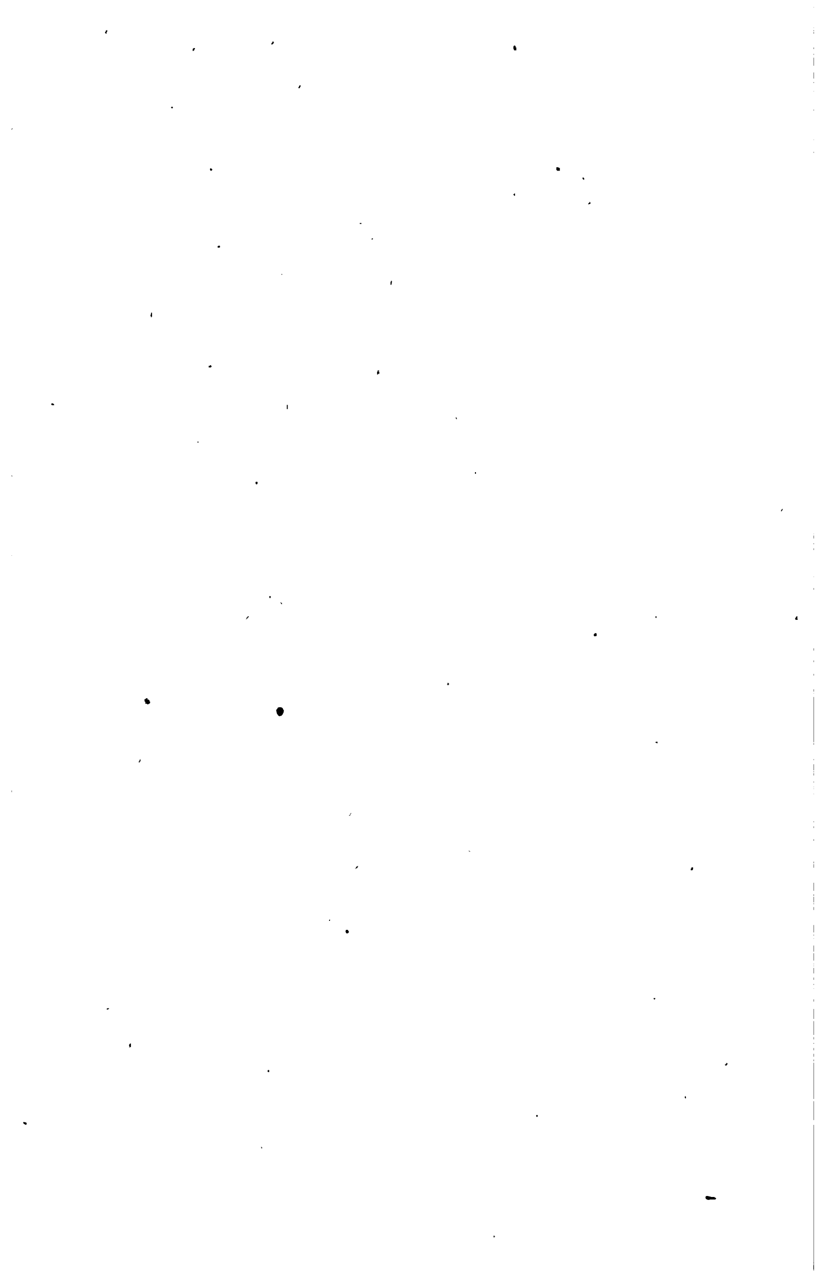
Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Keil & Comp.
1850.

Ludwig Kossuth

und

Clemens Metternich.



Ludwig Kossuth

und

Clemens Metternich.

Von

Sigmund Kolisch.

Zweiter Band.



Leipzig,
Ernst Keil & Comp.
1850.



Inhalt.

XI. Die Schule.
XII. „Gott soll ihm helfen!“
XIII. Links und rechts.
XIV. Geheimnisse des Palastes.



XI.

Die Schule.

Der Kaiser Franz war gestorben, der Kaiser Ferdinand saß auf dem östreichischen Throne, Metternich herrschte, regierte und Kossuth hatte Zeit, fern von der Welt, fern von „der schönen, lieblichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens“ darüber nachzudenken, wie schwer es sein wird, ein Volk sein Joch abschütteln zu lehren, das es mit einer Art Stolz und Bereitwilligkeit trägt. — Kossuth war im Kerker. Viele meisterhafte Griffel haben es versucht, die Qualen und Leiden einer längern Haft zu schildern. Es ist aber Keinem noch gelungen die Wahrheit zu erreichen. Eine Haft ist das furchtbarste der Uebel, die aus dem gesellschaftlichen

Leben herausgewachsen, und wahrlich die Tyrannei hat es in der schönen Kunst, dieses Uebel auszubilden, auf eine hohe Stufe von Vollkommenheit zu bringen verstanden. Das Jahrhundert klatscht sich selbst dafür Beifall, daß es die Tortur aus der Welt geschafft. Lächerliche Täuschung! So lange es Kerker gibt, besteht die Tortur und nur die Art ihrer Anwendung hat aufgehört, man martert noch — wenn auch nicht mehr um Geständnisse zu erpressen. Was braucht auch die Tyrannei Geständnisse der Schuld zu erpressen, wie das sonst in einer finstern Zeit geschehen; sie spricht ihr „schuldig" aus, verurtheilt und bestraft.

Metternich sprach über Kossuth das „Schuldig" und dieser war preisgegeben, hatte mit seinen Rechten, mit Allem was ihm gehörte und zukam, zu gelten aufgehört. O Schmach! aber nicht für die Despoten, die sie thun, nein für die Völker, die sie leiden. Schmach, tausendfältige Schmach für die Völker, die ewig Kreuz und Golgatha bestehen lassen für die Gottsöhne, für die Träger erlösender Gedanken, für die gro-

ßen, hohen Menschen. — Das ist das Verbrechen der Nationen, für das sie ewig büßen werden.

Kossuth wurde von Metternich durch einen Hauch des Mundes aus dem Leben ausgestrichen, weil er für sein Volk zu wirken sich erkühnte, und was that dieses Volk, als verlautete, daß sein Vertreter in Haft, entzogen dem Licht, der goldenen Freiheit, gehemmt im Gebrauch seiner Kräfte, gestört in seiner Thätigkeit, aufgehalten in seinem Leben, abgeschnitten von allen Erfordernissen eines Menschen, einer menschlichen Seele, eines menschlichen Herzens, was thaten sie für den, der ihretwegen litt, der sich zu ihrem Heile opferte? Was sie thaten? Nichts. Der Bauer ging schweren Tritts unter dem Gewichte seiner Lasten wie vor, der Edelmann zechte, praßte, renommirte wie sonst, und ach, des Kossuth, dessen flammende Worte noch vor Kurzem zündend durch das Ungarnland hingeflogen, ward kaum gedacht. Undankbares Volk! Wer soll ihn schützen, deinen Vertreter, wenn du ihn nicht schützest, wer kann

sich seiner annehmen, wenn du dich nicht seiner annimmst! Wer soll sein gedenken, wenn du nicht sein gedenkst! Undankbares Volk, bezahlst du so treue Liebe, treuen Dienst? Wozu haben eure Weiber Augen, als daß sie ihn beweinen? Wozu haben eure Männer Arme, als daß sie für ihn kämpfen? Wozu haben eure Berge Eisen, als daß sie Schwerter liefern zu seinem Schutze? Wozu das Gold in euren Schachten, als ihn loszukaufen von seinen Drängern, ihn den edelsten Magyaren. Doch das Gold, das Eisen, die Arme, die Augen, sie gehören nicht euch, sie gehören dem Herrn, der euch knechtet. Armes, schwaches, undankbares Volk! Kaum fragt einer in dem großen weiten Magyarenland: „wo ist Kossuth?" sie durften nicht wagen es zu fragen; denn die Tyrannei haßt die Frage — und so schmachtet er im Kerker, ihr treuester Freund — Ungarns bravster, edelster Bürger, der sich mit den Helden der Vorzeit messeu kann.

Kossuth befand sich in einem öden, dunkeln Gewölbe mit kahlen, feuchten, schmutzigen Wän-

den. Zwei kleine Fenster hoch oben, nahe an der Decke, von dicken Eisenstäben durchkreuzt, ließen mißgünstig nur wenig Licht in diese Wohnstube des Elends! — Der warmen Jahreszeit, die überall hin ihre mächtigen Wirkungen trägt, ward nur sehr wenig Einfluß auf die feuchte, fröstelnde Kühle in diesen Räumen gegönnt. Hier war es Winter, wenn draußen die Blumen blühten und die Vögel sangen im warmen Sonnenschein. So haben sie ihn einquartirt, den edeln Mann. Ein Tisch, ein Stuhl, ein Lager von Stroh machten die entsprechende Bequemlichkeit dieser Wohnung aus. Doch Dank sei es der Armuth, sie hat dafür gesorgt, daß der Abstand zwischen sonst und jetzt in dieser Beziehung nicht allzu groß war. Die Kost bestand aus Brot und Wasser. Mittags wurde etwas Gemüse beigefügt. Drei Mal des Tages, wenn ihm eben die Kost gereicht wurde, öffnete und schloß sich die Pforte dieses Grabes, sonst wurde seine Einsamkeit den ganzen Tag über nicht unterbrochen. Das Knarren des Schlosses, das Klirren des Riegels, waren die

einzigen Laute, die er vernahm, sonst ewige, endlose Stille, als wäre die ganze Welt gestorben.

Nach und nach kam es dahin, daß er sich freute auf dieses Knarren, auf dieses Klirren, wie man sich nur auf die süßen Töne der Musik freuen mag, wie unheimlich ihm auch Anfangs diese grelle Mahnung an seinen Zustand gewesen.

Seine dürftige Nahrung wurde ihm von dem Kerkermeister gebracht, einem harten finstern Mann, wie er eben für sein traurig Geschäft paßte. Anfangs drückten die rauhen Züge dieses Mannes auf das Herz des Gefangenen, aber später sah er dieses Angesicht mit innerem Behagen, er blickte es mit Wohlgefallen an, denn es war das einzige menschliche Gesicht, das er zu sehen bekam; es war ihm so wohlthuend, wie dem freien Glücklichen das Antlitz seiner Geliebten. Wenn er ihn nur hätte sprechen hören können! Aber es schien unmöglich, dem Meister Michel die Zunge zu lösen, er weigerte sich unerbittlich über die gleichgiltigsten Dinge zu reden und selbst diese Weigerung sprach er durch

ein Zeichen und nicht durch Worte aus. Er legte nämlich die Hand auf den Mund, um auszudrücken, daß er schweigen müsse; es ereignete sich nur selten, daß er mit „Ja" oder „Nein" auf die Fragen des Gefangenen antwortete. Zumeist nickte er mit dem Kopfe oder schüttelte sein graues Haupt.

Kossuth bat wiederholt, um den Namen des Ortes, wo er sich befand. Der alte Michel weigerte hartnäckig ihn auszusprechen; er legte immer die Hand auf den Mund und zog die Schultern in die Höhe, und so wie er sein Geschäft vollbracht hatte, verließ er, ohne daß er zurückzuhalten war, den unglücklichen Bewohner des Kerkers. Kossuth ermüdete nicht in den Versuchen ein Gespräch mit dem Schweigsamen anzuknüpfen; er berührte diesen und jenen Gegenstand, in der Hoffnung, daß vielleicht einer interessant genug wäre, einige Worte diesem Felsen abzugewinnen, so sehr sehnte er sich nach menschlichen Lauten; er begann mit ihm von Krieg, von Liebe, von Freundschaft, von Kirche, von Gebet, vom Himmel, von der Hölle, von

Napoleon, von Deutschland, von Christus, von Gespenstern, von Träumen, von Weibern, von Helden und Gott weiß was zu sprechen, er sprach rührend, er sprach scherzhaft, er sprach eindringlich; Alles, Alles umsonst. Der Mann blieb starr und unbeweglich, kein Lächeln, keine Spur von Rührung ließ sich auf diesem Gesicht von Stein erblicken. Nichts halfen Beweisgründe, nichts halfen Drängen und Bitten, er schien eben so taub wie stumm. Kossuth gab schon die Hoffnung auf, den fürchterlichen Mann zu erweichen und nur ein unerklärlicher Zufall legte ihm noch die eine Frage in den Mund, die er mechanisch that, ohne sich davon etwas zu versprechen: „Lieben Sie den Ungarwein?" frug Kossuth, als sich plötzlich das Angesicht des Kerkermeisters erheiterte, verklärte, als die Augen erglänzten und ein Lächeln um diese fest geschlossenen Lippen spielte, als sich die Züge aus ihrer Erstarrung lösten. „Den Ungarwein!" wiederholte Michel mit dem Gesicht eines lüsternen, lachenden Silenus und schnalzte mit der Zunge. Herr Michel hatte das Brot, die Brühe mit

dem Gemüse in der schwarzen tönernen Schüssel auf den Tisch gestellt und verließ den Kerker.

Kossuth freute sich, er war fast glücklich, daß er die Zauberformel gefunden, die den finstern Geist des Kerkermeisters zu beschwören im Stande war und diese zeigte sich jeder Zeit von unfehlbarer Wirkung. So wie der Gefangene das geliebte Thema vom Weine berührte, wurde der Kerkermeister gesprächig und schwatzte von Allem, was nicht zu dem „ausdrücklich Verbotenen" gehörte. Das Gespräch vom Weine wurde täglich geführt, täglich erneuert und wenn auch Herr Michel aus Köln bei seinen Nachbarn und Bekannten als der langweiligste Kerl, seine Gespräche als die albernsten und plumpsten verschrieen waren, so fand sie der Einsame im Gefängniß dennoch anziehend und erwartete immer mit Freude, mit einer Art Ungeduld das Erscheinen des Thürschließers. Jede unmittelbare Frage blieb übrigens nach wie vor unbeantwortet, sie mußte den beliebten Weg einschlagen und den Wein berühren.

„Lieben sie von allen Weinen den Ungar-

wein am meisten?“ mußte der Eingekerkerte fragen, wenn er wissen wollte, was für ein Landsmann sein strenger Wächter sei, und dieser erwiderte: „Ich bin aus Köln am Rhein und wäre kein guter Deutscher, wenn ich die Rebe, die dort wächst, nicht allen andern Reben der Welt vorzöge; aber Sie brauchen sich deshalb nicht zu betrüben,“ fügte er mit einem verschmitzten Lächeln hinzu, „ich thue auch dem Ungarwein alle Ehre an, alle Ehre.“

„Ihre Frau und Ihre Kinder ziehen auch die deutsche Rebe allen andern Reben vor?“

„Beileibe! meine Frau zieht ein Viertel Seitel Tokaier einem Eimer Rheinwein vor, und so hat sie auch die beiden Kinder, den Janos und die Ivanka, erzogen; mein Junge, der siebenzehn Jahre alt ist, trinkt rothen Ofner, als hätte sein Vater keinen Tropfen deutschen Blutes in sich. Wenn er zwei Maß getrunken hat, dann prügelt der Teufelsjunge, der wie ein Riese stark ist, die hiesigen Honoratioren aus der Schenke hinaus und ich habe seinetwegen Laufereien. Der Bursche hat mir schon viel Verdruß gemacht,

er ist mir aber doch an's Herz gewachsen, es gibt Keinen im ganzen Ort, — Keinen in der ganzen Gegend, der mir beim Glase so Bescheid thut, wie mein Janos." Kossuth entnahm den auf diese Weise erpreßten Reden des Kerkermeisters, daß sich sein Gefängniß auf ungarischem Boden befinde; — auch eine kleine Erleichterung für sein schwer bedrücktes Herz.

Täglich sprach Kossuth mit seinem dem Geiste der Trauben ergebenen Kerkermeister vom Wein, und dieser Verkehr behielt fortwährend seinen Reiz für ihn, den so große Gedanken, so große Absichten beschäftigten. Kossuth zitterte diese Unterhaltung zu verlieren. Beklagenswerthe Lage, die so wenig des Tröstlichen enthält, daß sie eine Mißlichkeit zu einer Begünstigung des Schicksals erhebt.

„Können Sie sich beim Glase, wenn Sie recht lustig sind," frug Kossuth eines Tages seinen Wächter, der nun sehr zutraulich geworden, „mit Schreiben beschäftigen?"

„Daß Gott verhüte!" fuhr der Kerkermeister auf, „wo denken Sie hin! Ich hasse das

Schreiben, dieses fade, nüchterne Geschäft zu jeder Zeit und wenn ich vollends beim Glase sitze," hier verzog sich das rothe Gesicht zu einem seligen, verklärten Lächeln, „hasse ich Alles, was nicht trinken heißt; pfui über den Wasserschlucker, der beim Glase Wein noch an etwas Anderes denkt, als an das köstliche Getränke, der nach etwas Anderem trachtet, als nach dem perlenden, goldenen Inhalt, pfui über den armseligen Gesellen, der das thut', sage ich Ihnen," rief mit erhöhter Stimme der Kerkermeister.

„Was aber soll der thun," sprach Kossuth, „der, wie ich, diesen perlenden, goldenen Inhalt gar nicht zu sehen bekommt?" Der Wärter sah den Gefangenen mit tiefem Mitleid an, zuckte die Achseln und versetzte:

„So ein Mensch ist wirklich ein unglückliches Geschöpf, — er muß Wasser trinken, rrr — mich schaudert!"

„Der mag wohl zu schreiben das Bedürfniß fühlen?" frug der Verhaftete.

„Ja wohl, für den ist das Schreiben wie geschaffen.“

„So besorgen Sie mir, da ich keinen Wein haben kann, Papier, Feder und Dinte,“ bat Kossuth.

„Dinte statt Weines,“ versetzte der Kerkermeister, „brrr, ein schöner Tausch. Soll geschehen, wenn es vom Kommandanten erlaubt wird.“

Den andern Tag brachte der Kerkermeister den Bescheid des Kommandanten, daß er nicht berechtigt sei, diesem Begehren nachzukommen, daß er deswegen vorher bei der Behörde anfragen müsse.

Es dauerte lange, bis die Antwort auf diese Anfrage kam. Eine östreichische Behörde hat sich nie um einen Unglücklichen gekümmert. Zu jedem Dienste bereitwillig zeigt sie sich nur dem Glücke, dem Wohlstande gegenüber; es dauerte sehr lange, bis die Antwort der Behörde kam, man legte von jeher die Bitten und Beschwerden ad acta, die nicht von mächtigen Protectoren unterstützt werden.

Um sich der Verzweiflung zu erwehren, die

ihre wiederholten Angriffe auf ihn versuchte und Sturm lief auf seine Seele, beschäftigte sich Kossuth mit seinem Volke, mit dessen Befreiung, Verwaltung und Regierung. Er arbeitete in seinen Gedanken Reorganisationspläne aus und sann auf Mittel, durch welche den Uebelständen des Landes am besten abzuhelfen sei, das Volk für die bevorstehenden Kämpfe tauglich und empfänglich gemacht, dem Lande seine Unabhängigkeit gewonnen werden könnte. Er führte sich die verschiedenen Helden vor, von Leonidas bis herab auf Washington; er suchte sich klar zu machen, worin Dieser und Jener gefehlt, woran dieser und jener Unglückliche zu Grunde gegangen. Zugleich suchte er sich den Charakter seiner Nation, wie er aus der ursprünglichen Natur und den bestehenden Verhältnissen sich gestaltet, klar zu machen, um vorkommenden Falls mit Sicherheit und Nachdruck auf dessen Leidenschaften, auf dessen Thatkraft wirken zu können. Er versammelte in seinem einsamen Kerker das ungarische Volk und richtete gewichtige, aufmunternde, entflammende Reden an dasselbe, die wohl geeignet

waren, in einem kräftigen Stamm Fanatismus für Recht, Freiheit, Unabhängigkeit zu erzeugen. Wer, der ungarischen Sprache mächtig, an der Thür dieses Kerkers gestanden, wer den Wohllaut und die Kraft dieser männlichen Stimme gehört, den tiefen, bedeutenden Inhalt dieser schönen, eindringlichen Worte verstanden hätte, der wäre wunderbar ergriffen von dieser Thür gegangen, wäre wiedergekehrt, um abermals zu lauschen, und hätte, wenn sein Herz nicht von Stein und seine Seele rostig gewesen wäre, darüber getrauert und geweint, daß ein Mann mit solchen Gedanken und solchen Worten im Kerker schmachten müsse. — Und wären diese Reden an das Ohr der ungarischen Nation gedrungen, dann hätte der Bauer seinen Pflug, der Edelmann den reich besetzten Tisch verlassen, und sie wären hingegangen, um so lange an die Thür dieses Kerkers zu pochen, bis sie sprang und er befreit war, der Mann, der ihre Freiheit in seinem Busen trug. — Sie blieben nicht ganz unbelauscht, diese Reden Kossuth's im Kerker an das ungarische Volk.

Ivanka, des Kerkermeisters Tochter, war neugieriger Natur, und diejenigen Gefangenen, bei denen ihr Vater die sorgfältigste Behutsamkeit anwendete, über die er das absichtlichste Stillschweigen beobachtete, die reizten ihre Neugierde am meisten. Ivanka war schlank wie ein Reh, und hatte einen so leichten Tritt wie ein Vogel, und sie war schon öfters ihrem Vater zu den mysteriösen Gefängnissen gefolgt und hatte, ohne daß dieser es merkte, als er die Thür öffnete, hineingeguckt. Sie that wieder so und erblickte das Angesicht Kossuth's; sie wußte nicht, was das zu bedeuten habe, aber sie konnte kaum dem Begehren widerstehen, dieses Angesicht wiederzusehen; sie wußte nicht, was das zu bedeuten habe, denn sie fand dieses Gesicht bei weitem nicht so schön wie das des Imré Alkazy, des Jünglings mit den weißen Zähnen, schwarzen Haaren und glänzenden Augen. Sie hatte so viele der Gefangenen verschiedenen Alters, verschiedener Aeußerlichkeit gesehen, und noch keiner hatte ihr so viele Theilnahme abgewonnen wie dieser; sie konnte sich nicht sagen, warum. Ihr

Herz war bereits verschenkt und hing fest an ihrem Imré; also Liebe konnte es nicht sein. Das was sie zu diesem Manne hinzog, war dem Mädchen ein Räthsel. Und so wie ihr Vater sich entfernte, d. h. beim Wein die „leidige Welt" vergaß, schlich Ivanka an die Thür des bedeutungsvollen Kerkers und lauschte auf die Schritte, auf die Seufzer, auf die Athemzüge des seltsamen Mannes mit dem blassen, leidenden Gesicht, das sie nicht aus dem Gedächtniß bringen konnte. Sie sagte Niemandem hiervon, denn sie fürchtete, dieser Schwäche wegen verspottet zu werden. Als aber eines Tages ihr Vater wieder beim Weine die „leidige Welt" vergaß und sie wieder an die bezeichnete Thür ging und da eine wohltönende Stimme, eine ihr noch nie vorgekommene, an ihr Ohr scholl, als sie Worte in ungarischer Sprache vernahm, so schön und ergreifend, daß ihr Herz bei diesen Worten heftiger schlug und ihre Thränen flossen, als sie sich so sehr erhoben, ergriffen fühlte, daß sie glaubte, von einem Zauber befallen zu sein; da war es ihr unmöglich, länger zu schweigen,

und sie theilte, was sie gesehen und gehört, ihrem Bruder Janos mit. Dieser wollte nicht daran glauben und verlachte seine Schwester. Sie sagte ihm einige von den gehörten Worten, die sie sich gemerkt hatte, und der Knabe rief: „Es muß doch so sein, denn diese Worte stammen weder von dem Pfarrer, noch von dem Schulmeister," und er folgte Tag für Tag seiner Schwester, um an der Thür des Gefängnisses den wunderbaren Mann da drinnen zu belauschen. Janos konnte das viel freier thun, als seine Schwester; denn er war schon zum Gehilfen seines Vaters ernannt und hatte bereits die Wartung und Beaufsichtigung eines Theiles der Gefangenen übernommen, um seinem Vater die Mühe zu erleichtern. — Endlich bekam er eine der Reden, die Kossuth im Kerker an sein Volk hielt, zu hören. Die Geschwister standen wie Statuen unbeweglich an der Thür des Kerkers und horchten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit einer Freiheitsrede, die aus demselben scholl. Aus den Augen des Mädchens flossen Thränen, aber aus den Augen des Knaben sprüh-

ten Flammen; er fühlte die Wünsche, sein Blut wallte in wilder Bewegung, er wußte nicht, wie ihm geschah; er behandelte seitdem die Gefangenen, die unter ihm standen, milder. Bei der Musik war er nicht mehr der ausgelassenste, lustigste Gesell, und seltsame Worte murmelte er ins Glas hinein, wenn er Ungarwein trank, seltsame Geberden machte er, wenn er den Schardasch und Kör tanzte, mit traurigen Blicken betrachtete er die schönen ungarischen Mädchen, mit einem besondern Ausdruck sang er die ungarischen Lieder. Der Knabe dachte nun mit einem Male über Dinge nach, die ihm früher nicht in den Sinn gekommen; er war oft sehr traurig.

Nun standen die beiden Geschwister täglich mehrere Stunden an der Thür des gewissen Kerkers, um zu hören, ob der wunderbare Mann darin nicht spräche zum ungarischen Volke, und, wenn er es that, da war es ihnen als hätten sie die Stimme Gottes gehört und müßten sterben. Der Knabe konnte nicht mehr mit den Leuten umgehen wie sonst. Wenn er an dem Komman-

danten der Festung vorbeiging, grüßte er jetzt eben so trotzig und finster, wie er sonst ehrerbietig und freundlich gegrüßt hatte. Wenn der Pfarrer in der Kirche predigte, da hörte ihm Jvanka kaum zu; „das Geschwatze ist wenig erbaulich," sagte sie zu sich selbst, und von dem Schulmeister hielt Janos nun gar nichts mehr; „die Alle sprechen nicht von Ungarn und sprechen so zahm, wie abgerichtete Papageien." Janos und seine Schwester sprachen, wenn sie allein waren, von nichts Anderem, als von dem merkwürdigen Redner; sie erschöpften sich in Vermuthungen darüber, wer er wohl sein mochte, und beschlossen, ihre Entdeckungen für sich zu behalten, weil es sonst geschehen könnte, daß man ihnen durch doppelte Thüren oder sonst ein Mittel das Vergnügen, den Hochgenuß, den Mann sprechen zu hören, entzöge.

Janos pflegte schon am frühen Morgen, da seine Schwester, von häuslichen Geschäften zurückgehalten, nicht abkommen konnte, an der gedachten Thür zu lauschen; es war schon viele Tage nichts zu hören gewesen und der Knabe

sah sich zu seinem Verdruß wiederholt in seinen Erwartungen getäuscht. — Nun drangen folgende Worte in ungarischer Sprache, von kräftiger, wohlklingender Stimme gesprochen, wieder an sein Ohr:

„Magyaren! Magyaren! Volk der Kraft, des Heldenmuths, erhaben durch deine Vergangenheit, ehrwürdig durch das Unglück, in dem du schmachtest, anbetungswürdig durch die Tugenden, die dich schmücken und verherrlichen, ausgezeichnet von dem Schöpfer durch alle Gaben, die er nur den Begünstigten zutheilt. — Volk, mein Volk, so edel und so brav, so bieder und treu: welch ein grausames, empörendes Spiel spielt die Tyrannei mit dir! wie erniedrigt bist du trotz deiner Hoheit, wie herabgewürdigt trotz deines edeln Stolzes, wie gebrandmarkt trotz deiner Ehre, wie verachtet trotz der Großthaten, die deine Väter vollbracht, von denen Zungen erzählen und Lieder singen, erzählen und singen werden zu allen Zeiten! Meinst du etwa, Volk der Magyaren, du habest Gesetze,

Rechte, einen Willen, eine Geltung? Man sagt dir vielleicht, die gekauften, treulosen Redner in der Schule und Kirche sagen dir es vielleicht, es ist aber eine schnöde Lüge. Du hast nichts als Gehorsam, wie der Sklave, und darfst nicht mehr haben, du bist leibeigen mit Blut und Leben; mit der besten Kraft, mit deinem besten Mark bist du hörig; du weißt es kaum, so tief stehst, so umgarnt bist du. Gesetze gibt und Rechte nimmt man dir, du achtest kaum darauf; du folgst dem täglichen Geschäfte in Ruhe und Gleichmuth und gibst das Heiligste auf, das so schwer und blutig in heißen Kämpfen gewonnen wurde. Du vergeudest das Erbe, das in deine Hände für deine Kinder gelegt wurde. Und wenn du nicht emporfährst aus deiner Schlaffheit, wird die Geschichte schreiben: „Das Volk der Magyaren ist der gewonnenen Freiheit unwürdig geworden und hat sie verloren!" O, tiefer, unergründlicher Schmerz für Den, der dieses Volk so fest und treu, so unerschütterlich liebt wie ich! O, tiefer Schmerz, dazu gemacht, Thränen aus einem Felsen zu

pressen, dem eisernen, starren Schicksal Mitleid abzugewinnen! Und du, mein Volk, das Schuld trägt an diesem Schmerz, das die Ursache meiner tiefen Trauer ist, du bleibst wie du warst, kalt, gleichmüthig, unbeweglich, schlimmer als der Felsen, schlimmer als das Schicksal! Wer das für die Zukunft von dir glauben könnte, verdient den Tod für diese Ungerechtigkeit, an dem wackersten Volke durch diese Zumuthung begangen. Das, was ich euch sage, Magyaren, ist keine Uebertreibung, kein Hirngespinnst, es ist die nackte Wahrheit, die euch nur deshalb entgeht, weil sich Jeder von euch nur um sich, um sein eigen Loos, aber nicht um das der ganzen Nation kümmert, weil ein Theil von euch vor Noth, der andere vor Ueberfluß nicht dazu kommt, über sich hinwegzusehen; weil es eigentlich in diesem Augenblick keine Ungarn gibt, sondern nur Prasser und Arbeiter, Uebermüthige und Muthlose, Arme und Reiche, die Eines nur gemeinsam haben: die Knechtschaft, die Erniedrigung. — Erwacht, Ungarn, seid wie ihr waret; es ist hohe Zeit, daß ihr erwacht, daß ihr euch ermannt und

das schwer bedrohte Heiligthum, eure Unabhängigkeit, rettet.

„Es gibt keine Ungarn! Ich sage nicht zu viel. Wem von euch fällt es ein zu fragen: Wie steht's im Lande und wie steht's um die Freiheiten, die uns unsere Väter hinterlassen haben? Wie übt der König seine Pflicht? Fördert er unsere Wohlfahrt? Schafft er das Beste und Heilsamste? Steuert er den Mißbräuchen und Uebelständen nach Gebühr? Ihr fragt nach dem Allen nicht, mag zu Grunde gehen was da will, trifft euch auch das Härteste, das ein Volk treffen kann: Schmach der Knechtschaft, der Entwürdigung. Jeder kümmert sich um sein täglich Brot, aber Keiner um das tägliche Brot der Nation; das tägliche Brot, ohne das sie sterben muß, ist: die Unabhängigkeit!

„Es gibt keine Ungarn, es darf auch keine geben, sie verbieten es dort zu Wien in der Hofburg. Der König, den ihr euch gewählt, dem ihr die Krone des heiligen Stephan auf's Haupt gesetzt, der sagt: „„Ich mag's nicht haben, daß es Ungarn gibt, wozu auch, ich will

Unterthanen und nichts weiter."" So dankt er für die Wahl, für die freie Wahl. Er kann es befehlen. Denkt euch nur, er kann Alles befehlen, denn wer widersetzt sich? wer tritt dagegen auf? Niemand. Wagt es Einer, da schickt man Häscher und Sbirren, läßt ihn ergreifen — tödten, wenn es der souveränen Allmacht gefällt, oder wenn sie gnädig ist, aus dem Leben verschwinden und im Kerker verkümmern, zu Grunde gehen; — und die Nation — sieht zu, wie man ihr zum Hohne ihre hingebendsten Freunde, die selbstvergessenen Verfechter ihrer Rechte, zertritt, tödtet, oder mindestens zu Tode martert. Ich frage euch, könnte so Empörendes, so Fluchwürdiges geschehen, wenn es noch Ungarn gäbe?! Geht einmal nach Munkacz, oder nach sonst einem Ort, wo die Tyrannei ihre Marterkammern gebaut hat, und werft einen Blick in die Räume des Unglücks, d. h. wenn es der ungarischen Nation von der Behörde gestattet wird, in die ungarischen Festungen zu blicken, in dieselben Festungen, die vom Blute gefallener ungarischer Helden gefärbt sind. Da werdet ihr finden

eure Söhne, eure armen verlassenen und, darf ich's sagen, eure besten Söhne, wie Räuber und Mörder mißhandelt und schlimmer noch, wie sie tausendfache Foltern ertragen. Ich kann davon erzählen. Weil das ungarische Volk den Namen „Kossuth“ eine Zeitlang mit Liebe ausgesprochen, weil ihn dankbare Lippen der ungarischen Nation nannten, hat man den Träger dieses Namens vernichtet; ach, das Gefängniß ist weit schlimmer, als die Vernichtung. Glaubt aber nicht, daß ich meinetwegen hiervon rede, daß ich mir so viel Wichtigkeit zuschreibe, um euch mein Schicksal an das Herz zu legen; ich wollte ja gern verbluten, wäre es euch zum Heil, statt zur Schande. Aber der Grund meines Unglücks gehört der ungarischen Nation und somit gehört ihr auch mein Unglück; ich büße, weil ich sie liebe, folglich beweist mein Schicksal, daß es keine Ungarn gibt, keine Ungarn geben kann. Mein Leiden ist — und wenn ich der geringste, der letzte Mensch im Königreiche wäre — ein Nationalunglück, ein Unglück, das alle offenen, warmen Freunde des ungarischen Volkes trifft.

Mein Schicksal ist ein Beispiel, ein traurig, unglückselig Beispiel, mein Schicksal zeugt gegen euch, Magyaren, klagt euch schlimmer an, als es je eine Zunge vermag. Es kann, es darf keine Ungarn geben, und daran seid ebenso ihr schuld, wie die Tyrannei. Wartet nur, man wird euch auch verbieten ungarisch zu denken, zu fühlen, zu reden und ihr werdet müssen in fremder Sprache eure Kinder segnen, mit euren Liebchen reden, eure Gebete sprechen. Warum sollte das nicht so kommen? Wird Einer sich erheben und dagegen eifern mit aller Gluth und Kraft seiner ungarischen Seele, da wird man ihn nach Munkacz, auf den Spielberg oder sonst auf einen blutgeweihten Ort freundlich geleiten lassen und die ungarische Nation wird zusehen und wird nicht einmal fragen: „„warum?““

„Die Armen schleppen ruhig ihre Armuth und die Reichen ihren Reichthum fort, der Bauer folgt dem Pfluge, der Magnat dem Vergnügen, der Handwerker dem Erwerb, der Kaufmann dem Gewinn und Ungarn geht leer aus. Ungarn und seine Freunde müssen Schande ertragen

und sie theilte, was sie gesehen und gehört, ihrem Bruder Janos mit. Dieser wollte nicht daran glauben und verlachte seine Schwester. Sie sagte ihm einige von den gehörten Worten, die sie sich gemerkt hatte, und der Knabe rief: „Es muß doch so sein, denn diese Worte stammen weder von dem Pfarrer, noch von dem Schulmeister,“ und er folgte Tag für Tag seiner Schwester, um an der Thür des Gefängnisses den wunderbaren Mann da drinnen zu belauschen. Janos konnte das viel freier thun, als seine Schwester; denn er war schon zum Gehilfen seines Vaters ernannt und hatte bereits die Wartung und Beaufsichtigung eines Theiles der Gefangenen übernommen, um seinem Vater die Mühe zu erleichtern. — Endlich bekam er eine der Reden, die Kossuth im Kerker an sein Volk hielt, zu hören. Die Geschwister standen wie Statuen unbeweglich an der Thür des Kerkers und horchten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit einer Freiheitsrede, die aus demselben scholl. Aus den Augen des Mädchens flossen Thränen, aber aus den Augen des Knaben sprüh-

ten Flammen; er fühlte die Wünsche, sein Blut wallte in wilder Bewegung, er wußte nicht, wie ihm geschah; er behandelte seitdem die Gefangenen, die unter ihm standen, milder. Bei der Musik war er nicht mehr der ausgelassenste, lustigste Gesell, und seltsame Worte murmelte er ins Glas hinein, wenn er Ungarwein trank, seltsame Geberden machte er, wenn er den Schardasch und Kör tanzte, mit traurigen Blicken betrachtete er die schönen ungarischen Mädchen, mit einem besondern Ausdruck sang er die ungarischen Lieder. Der Knabe dachte nun mit einem Male über Dinge nach, die ihm früher nicht in den Sinn gekommen; er war oft sehr traurig.

Nun standen die beiden Geschwister täglich mehrere Stunden an der Thür des gewissen Kerkers, um zu hören, ob der wunderbare Mann darin nicht spräche zum ungarischen Volke, und, wenn er es that, da war es ihnen als hätten sie die Stimme Gottes gehört und müßten sterben. Der Knabe konnte nicht mehr mit den Leuten umgehen wie sonst. Wenn er an dem Komman-

danten der Festung vorbeiging, grüßte er jetzt eben so trotzig und finster, wie er sonst ehrerbietig und freundlich gegrüßt hatte. Wenn der Pfarrer in der Kirche predigte, da hörte ihm Iwanka kaum zu; „das Geschwatze ist wenig erbaulich,“ sagte sie zu sich selbst, und von dem Schulmeister hielt Janos nun gar nichts mehr; „die Alle sprechen nicht von Ungarn und sprechen so zahm, wie abgerichtete Papageien.“ Janos und seine Schwester sprachen, wenn sie allein waren, von nichts Anderem, als von dem merkwürdigen Redner; sie erschöpften sich in Vermuthungen darüber, wer er wohl sein mochte, und beschlossen, ihre Entdeckungen für sich zu behalten, weil es sonst geschehen könnte, daß man ihnen durch doppelte Thüren oder sonst ein Mittel das Vergnügen, den Hochgenuß, den Mann sprechen zu hören, entzöge.

Janos pflegte schon am frühen Morgen, da seine Schwester, von häuslichen Geschäften zurückgehalten, nicht abkommen konnte, an der gedachten Thür zu lauschen; es war schon viele Tage nichts zu hören gewesen und der Knabe

sah sich zu seinem Verdruß wiederholt in seinen Erwartungen getäuscht. — Nun drangen folgende Worte in ungarischer Sprache, von kräftiger, wohlklingender Stimme gesprochen, wieder an sein Ohr:

„Magyaren! Magyaren! Volk der Kraft, des Heldenmuths, erhaben durch deine Vergangenheit, ehrwürdig durch das Unglück, in dem du schmachtest, anbetungswürdig durch die Tugenden, die dich schmücken und verherrlichen, ausgezeichnet von dem Schöpfer durch alle Gaben, die er nur den Begünstigten zutheilt. — Volk, mein Volk, so edel und so brav, so bieder und treu: welch ein grausames, empörendes Spiel spielt die Tyrannei mit dir! wie erniedrigt bist du trotz deiner Hoheit, wie herabgewürdigt trotz deines edeln Stolzes, wie gebrandmarkt trotz deiner Ehre, wie verachtet trotz der Großthaten, die deine Väter vollbracht, von denen Zungen erzählen und Lieder singen, erzählen und singen werden zu allen Zeiten! Meinst du etwa, Volk der Magyaren, du habest Gesetze,

Rechte, einen Willen, eine Geltung? Man sagt dir vielleicht, die gekauften, treulosen Redner in der Schule und Kirche sagen dir es vielleicht, es ist aber eine schnöde Lüge. Du hast nichts als *Gehorsam*, wie der Sklave, und darfst nicht mehr haben, du bist leibeigen mit Blut und Leben; mit der besten Kraft, mit deinem besten Mark bist du hörig; du weißt es kaum, so tief stehst, so umgarnt bist du. Gesetze gibt und Rechte nimmt man dir, du achtest kaum darauf; du folgst dem täglichen Geschäfte in Ruhe und Gleichmuth und gibst das Heiligste auf, das so schwer und blutig in heißen Kämpfen gewonnen wurde. Du vergeudest das Erbe, das in deine Hände für deine Kinder gelegt wurde. Und wenn du nicht emporfährst aus deiner Schlaffheit, wird die Geschichte schreiben: „Das Volk der Magyaren ist der gewonnenen Freiheit unwürdig geworden und hat sie verloren!“ O, tiefer, unergründlicher Schmerz für Den, der dieses Volk so fest und treu, so unerschütterlich liebt wie ich! O, tiefer Schmerz, dazu gemacht, Thränen aus einem Felsen zu

pressen, dem eisernen, starren Schicksal Mitleid abzugewinnen! Und du, mein Volk, das Schuld trägt an diesem Schmerz, das die Ursache meiner tiefen Trauer ist, du bleibst wie du warst, kalt, gleichmüthig, unbeweglich, schlimmer als der Felsen, schlimmer als das Schicksal! Wer das für die Zukunft von dir glauben könnte, verdient den Tod für diese Ungerechtigkeit, an dem wackersten Volke durch diese Zumuthung begangen. Das, was ich euch sage, Magyaren, ist keine Uebertreibung, kein Hirngespinnst, es ist die nackte Wahrheit, die euch nur deshalb entgeht, weil sich Jeder von euch nur um sich, um sein eigen Loos, aber nicht um das der ganzen Nation kümmert, weil ein Theil von euch vor Noth, der andere vor Ueberfluß nicht dazu kommt, über sich hinwegzusehen; weil es eigentlich in diesem Augenblick keine Ungarn gibt, sondern nur Prasser und Arbeiter, Uebermüthige und Muthlose, Arme und Reiche, die Eines nur gemeinsam haben: die Knechtschaft, die Erniedrigung. — Erwacht, Ungarn, seid wie ihr waret; es ist hohe Zeit, daß ihr erwacht, daß ihr euch ermannt und

das schwer bedrohte Heiligthum, eure Unabhängigkeit, rettet.

„Es gibt keine Ungarn! Ich sage nicht zu viel. Wem von euch fällt es ein zu fragen: Wie steht's im Lande und wie steht's um die Freiheiten, die uns unsere Väter hinterlassen haben? Wie übt der König seine Pflicht? Fördert er unsere Wohlfahrt? Schafft er das Beste und Heilsamste? Steuert er den Mißbräuchen und Uebelständen nach Gebühr? Ihr fragt nach dem Allen nicht, mag zu Grunde gehen was da will, trifft euch auch das Härteste, das ein Volk treffen kann: Schmach der Knechtschaft, der Entwürdigung. Jeder kümmert sich um sein täglich Brot, aber Keiner um das tägliche Brot der Nation; das tägliche Brot, ohne das sie sterben muß, ist: die Unabhängigkeit!

„Es gibt keine Ungarn, es darf auch keine geben, sie verbieten es dort zu Wien in der Hofburg. Der König, den ihr euch gewählt, dem ihr die Krone des heiligen Stephan auf's Haupt gesetzt, der sagt: „„Ich mag's nicht haben, daß es Ungarn gibt, wozu auch, ich will

Unterthanen und nichts weiter.““ So dankt er für die Wahl, für die freie Wahl. Er kann es befehlen. Denkt euch nur, er kann Alles befehlen, denn wer widersetzt sich? wer tritt dagegen auf? Niemand. Wagt es Einer, da schickt man Häscher und Sbirren, läßt ihn ergreifen — tödten, wenn es der souveränen Allmacht gefällt, oder wenn sie gnädig ist, aus dem Leben verschwinden und im Kerker verkümmern, zu Grunde gehen; — und die Nation — sieht zu, wie man ihr zum Hohne ihre hingebendsten Freunde, die selbstvergessenen Verfechter ihrer Rechte, zertritt, tödtet, oder mindestens zu Tode martert. Ich frage euch, könnte so Empörendes, so Fluchwürdiges geschehen, wenn es noch Ungarn gäbe?! Geht einmal nach Munkacz, oder nach sonst einem Ort, wo die Tyrannei ihre Marterkammern gebaut hat, und werft einen Blick in die Räume des Unglücks, d. h. wenn es der ungarischen Nation von der Behörde gestattet wird, in die ungarischen Festungen zu blicken, in dieselben Festungen, die vom Blute gefallener ungarischer Helden gefärbt sind. Da werdet ihr finden

eure Söhne, eure armen verlassenen und, darf ich's sagen, eure besten Söhne, wie Räuber und Mörder mißhandelt und schlimmer noch, wie sie tausendfache Foltern ertragen. Ich kann davon erzählen. Weil das ungarische Volk den Namen „Kossuth" eine Zeitlang mit Liebe ausgesprochen, weil ihn dankbare Lippen der ungarischen Nation nannten, hat man den Träger dieses Namens vernichtet; ach, das Gefängniß ist weit schlimmer, als die Vernichtung. Glaubt aber nicht, daß ich meinetwegen hiervon rede, daß ich mir so viel Wichtigkeit zuschreibe, um euch mein Schicksal an das Herz zu legen; ich wollte ja gern verbluten, wäre es euch zum Heil, statt zur Schande. Aber der Grund meines Unglücks gehört der ungarischen Nation und somit gehört ihr auch mein Unglück; ich büße, weil ich sie liebe, folglich beweist mein Schicksal, daß es keine Ungarn gibt, keine Ungarn geben kann. Mein Leiden ist — und wenn ich der geringste, der letzte Mensch im Königreiche wäre — ein Nationalunglück, ein Unglück, das alle offenen, warmen Freunde des ungarischen Volkes trifft.

Mein Schicksal ist ein Beispiel, ein traurig, unglückselig Beispiel, mein Schicksal zeugt gegen euch, Magyaren, klagt euch schlimmer an, als es je eine Zunge vermag. Es kann, es darf keine Ungarn geben, und daran seid ebenso ihr schuld, wie die Tyrannei. Wartet nur, man wird euch auch verbieten ungarisch zu denken, zu fühlen, zu reden und ihr werdet müssen in fremder Sprache eure Kinder segnen, mit euren Liebchen reden, eure Gebete sprechen. Warum sollte das nicht so kommen? Wird Einer sich erheben und dagegen eifern mit aller Gluth und Kraft seiner ungarischen Seele, da wird man ihn nach Munkacz, auf den Spielberg oder sonst auf einen blutgeweihten Ort freundlich geleiten lassen und die ungarische Nation wird zusehen und wird nicht einmal fragen: „„warum?““

„Die Armen schleppen ruhig ihre Armuth und die Reichen ihren Reichthum fort, der Bauer folgt dem Pfluge, der Magnat dem Vergnügen, der Handwerker dem Erwerb, der Kaufmann dem Gewinn und Ungarn geht leer aus. Ungarn und seine Freunde müssen Schande ertragen

und gehen miteinander zu Grunde. Nun frage ich euch selbst, ob ich nicht Recht habe, wenn ich sage: Es gibt keine Ungarn mehr. Freilich, wenn er wieder auflebte in Aller Herzen, jener Geist, der nun verloschen und der die Väter erfüllte, freilich, wenn es wieder so käme, wie es war, daß der erste und letzte Magyar zuerst an sein Vaterland denkt, zuletzt an sich, dann könnte dem Ungarlande geholfen werden, dann wäre die alte Ehre und der alte Ruhm wieder zu gewinnen und es zerschellte die Macht der Tyrannei, wie ehemals die der Türken an der erprobten Felsenkraft der Magyaren.

„Jedes Haus in Ungarn wäre ein Sygeth, jeder Mann darin ein Zriny, und die Töchter Ungarns dürften nicht mehr weinen, daß es keine Männer in Ungarn gibt. Wach auf, wach auf, mein großes, edles Volk, sei, was du sein kannst, was du zu sein gewohnt warst. Rette deine Freiheit, deine Ehre, den alten Ruhm, rette dich selbst! Hoch Ungarn! hoch über Alles das ungarische Vaterland!"

Also sprach Kossuth im Kerker zu seinem

Volke, ohne daß er von diesem gehört wurde. Es war ein Wehschrei seines geängstigten, gedrückten, schmerzlich bewegten Herzens.

Und Janos, der Knabe, wußte nicht, wie ihm geschah, als er diese Worte hörte, er fühlte Flammen in seinem Herzen; er beschloß, ein echter, wahrer Ungar zu sein, und als solcher hielt er es zunächst für seine Pflicht, den Mann im Kerker mit dem flammenden Wort, mit der großen, heiligen Begeisterung für das Vaterland, mit dem tiefen, brennenden Schmerz in der Seele, „den ersten Magyaren," wie er ihn nannte, für den er ihn hielt, frei zu machen. Er sprach zu seinem Vater:

„Es gefällt mir nicht mehr bei dem Geschäft, und ich will auch etwas Anderes zu treiben anfangen."

„Was hast Du, Janos? warum gefällt es Dir nicht mehr, mein Junge?" frug fast erschrocken der alte Kerkermeister.

„Wenn man kein Vertrauen genießt," versetzte der Knabe, „hat man auch keine Freude an seinem Geschäft, also will ich lieber gehen und

etwas Anderes treiben, als hier das Unwichtigste thun; nun weißt Du es, Vater."

„Nein, ich weiß es nicht. Wer sagt Dir, daß ich Dir nicht vertraue?"

„Wer mir es sagt? — ich sage mir es selbst, meine Augen, meine Sinne sagen mir es. Gibt es nicht Räume hier im Hause, die ich noch gar nicht betreten habe, zu welchen ich die Schlüssel nicht berühren darf, als wären sie zu gut für mich. Nein, Vater, diese Zurücksetzung thut zu weh, um so mehr, als Ihr, Gott weiß wie viel, auf mich zu halten vorgebt; ich will sie nicht mehr ertragen, diese Zurücksetzung. Ich sehe, daß ich unbrauchbar und überflüssig bin und daß Du, wiewohl mein Vater, kein Vertrauen zu mir fassen kannst; nun gut, so gehe ich anderswohin und suche Unterkommen bei Leuten, die gerechter gegen mich sind, als mein eigener Vater. Ich verstehe das Zimmerhandwerk und bin nicht der Letzte darin; meine Arme sind gut, das wißt Ihr, ich werde mein Unterkommen in Ehren finden; also lebt wohl!"

„Aber bist Du denn toll, Junge? ich sage

Dir, daß ich alles Vertrauen von der Welt zu Dir habe und daß ich Dich um keinen Preis verlieren möchte, so gut kommt mir Deine Hilfe zu Statten."

„Was gilt das Sagen, wenn das Thun nicht darnach ist?" gegenredete schmollend der Knabe.

„Ich will Dir's also beweisen, Janos, wie große Stücke ich auf Dich halte. Du sollst die Gefangenen selbst wählen, die Du übernehmen willst. Bist Du dann zufrieden?"

„Wenn es so ist, Vater, bleibe ich."

„Welche willst Du also übernehmen?"

„Nr. 8, 11, 13 und die, die ich bis jetzt habe."

„Den auf 13 auch?" frug ein wenig betroffen der Kerkermeister.

„Aha!" rief der Knabe, „ist Dir das schon wieder zu viel? Meldet sich schon wieder das Mißtrauen?"

„Es ist der Wichtigste im ganzen Hause, aber Du sollst sehen, daß ich alles Vertrauen zu Dir habe. Du sollst ihn haben!" und der Kerkermeister löste drei Schlüssel von dem Bund, den

er an der Seite befestigt hatte, und übergab sie seinem Sohne mit den Worten: „Hier, hast Du sie, Janós, sei wachsam und vorsichtig."

„Du weißt, Vater, daß ich mir noch kein Versehen zu Schulden kommen ließ."

„Ja, ja, ich weiß." Vater und Sohn trennten sich.

Des Abends zur festgesetzten Stunde brachte statt des alten Kerkermeisters der Sohn desselben die zugemessene Nahrung in das Gefängniß Kossuth's. Dieser erschrak, als er die unerwartete Veränderung wahrnahm; es hatte so viele Mühe gekostet, den Alten zum Reden zu bringen; wie einsam, wie gleichlautend, wie wenig interessant die Gespräche zwischen dem Gefangenen und seinem Wärter auch waren, jenem gewährten sie Freude und Trost, und er erwartete immer mit Sehnsucht den Moment, da der strenge Thürschließer in die dunkle Behausung trat; nun konnte alle Mühe vereitelt, dieser einzige Trost vernichtet sein. Das Herz Kossuth's erbebte, als stünde ihm das größte Unglück bevor und als hätte es ihn nicht schon getroffen. In dieser

Angst seines Herzens warf der Gefangene prüfende Blicke auf das Angesicht des jungen Kerkermeisters, als gälte es, in diesen Zügen sein Schicksal zu lesen. Er war erstaunt zu bemerken, daß der Knabe, nachdem er die mäßige Speise auf den Tisch gestellt, ihn mit einer außerordentlichen Theilnahme, mit einer tiefen Ehrfurcht betrachtete, und in seinem Anblick fast versunken, wie eingewurzelt stehen blieb. Der Knabe sprach nicht, er konnte nicht sprechen; er blieb unbeweglich; er war seltsam ergriffen durch den Anblick des verehrten, leidenden Mannes. Endlich stürzte er zu dem ihm anvertrauten Gefangenen hin, bedeckte dessen Hände mit Thränen und Küssen und rief in ungarischer Sprache: „Hier haben Sie mich, ich bin ein Ungar!"

„Wer sind Sie?" frug der eingekerkerte Agitator, der sich den Vorgang nicht ganz zu erklären wußte.

„Ich bin ein Ungar, mein verehrter Herr, glauben Sie mir!" rief der Knabe mit dem Ausdruck der Begeisterung.

„Wie kommen Sie hieher?"

„Ich habe meinen Vater überlistet. Leichte Mühe!“

„Sie sind der Sohn — —?“

„Des Kerkermeisters Michel Leidhold, das darf Sie nicht abschrecken, hochverehrter Herr. Ich schwöre Ihnen beim Andenken an unsere edelsten Helden, daß ich ein Ungar bin, ein Ungar mit Leib und Seele.“

„Und was wollen Sie?“ frug Kossuth.

„Seltsame Frage!“ versetzte der Knabe, „Sie befreien.“

„Wie, kennen Sie mich?“

„Sie heißen Lajos Kossuth, ich habe es in dem Verzeichniß gelesen, aber Ihr Name thut nichts zur Sache, ich weiß wer Sie sind.“

„Woher?“

„Ich habe Ihre Reden an die ungarische Nation gehört; — doch es ist keine Zeit zu verlieren, ich kann nicht so lange bleiben, ohne Verdacht zu erregen. Um Mitternacht“ —

„Halt, mein Freund!“ unterbrach Kossuth, „mich können Sie nicht befreien.“

„Sie sollen sehen, daß ich es kann, daß ich es werde, hören Sie nur.“

„Nein, nein, mein Kind, ich muß bleiben. Nur die Gewalt, die mich hält, kann mich frei geben, oder das ungarische Volk mich frei machen.“

Der Sohn des Kerkermeisters machte große Augen und sah überrascht dem Gefangenen in's Gesicht.

„Wie, Sie wollen nicht fort, wenn ich es möglich mache, daß Sie können? Sie wollen diesen Ort nicht verlassen, wo Sie so viel leiden, wo Sie zu Grunde gehen?“

„Nein, mein Kind, ich will auf ungarischem Boden leben und sterben; nähme ich aber Deine Hilfe an, für die ich Dir übrigens herzlich danke, so müßte ich meinem Vaterlande den Rücken kehren. Ich konnte leicht den Händen, die mich faßten, um mich hieher zu bringen, entkommen, ich wollte nicht, ich durfte nicht, und so muß ich auch ferner bleiben.“

Mit dem Ausdruck von Bewunderung, Liebe, Verehrung betrachtete der Knabe den großen

Mann, dann warf er sich vor ihm auf die Knie, küßte seine Füße und rief:

„Sie haben recht! Die ungarische Nation muß Sie befreien, oder sie ist ehrlos. Hierauf stürzte er fort aus dem Kerker. Er schloß die Thüre. Als er durch den langen, finstern Gang schritt, der zur Wohnung seiner Eltern führte, begegnete er seiner Schwester.

„Ivanka, ich habe ihn gesehen."

Ivanka wußte sogleich, wen der Bruder meinte. „Wie sieht er in der Nähe aus?" frug das Mädchen.

„Was fragst Du so dumm? er sieht aus, wie kein anderer Mensch, und das läßt sich nicht so leicht beschreiben; wenn er Dich anblickt, wird es Dir warm um's Herz, wie in der Frühlingssonne, und Du weißt nicht, ob Du betrübt oder froh sein sollst."

„Wie hast Du ihn außerdem gefunden, Janos?"

„Niemand ist werth, daß er lebt, wenn er sich mit ihm vergleicht. Komm, Ivanka, Du mußt mir einen Gefallen thun." Die beiden

Geschwister begaben sich in ihre Wohnung. Der Vater war in der Schenke. Die Mutter lag zu Bette und schlief. Der Knabe sprach: „Ich verlasse dieses Haus auf lange Zeit; mache keine Einwendungen, es wird nicht anders, Ivanka."

„Was hast Du vor? Du kannst es mir doch sagen," meinte das Mädchen.

„Ich will ein guter Ungar sein!" erklärte der Knabe.

„Und wie willst Du das anfangen, Janos?"

„Durch das Ungarland will ich ziehen, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, an alle Thüren will ich klopfen, zu allen Ohren will ich reden, rufen will ich, drängen, und das ganze Volk auffordern, daß sie den — Du weißt, wen ich meine — aus der Haft befreien, und ist der frei, so ist Alles gut, dann folge ich ihm, wohin er geht, und thue, was er befiehlt, so werde ich ein echter, braver Ungar."

„Wird das auch auszuführen sein, Janos, was Du vor hast?"

„Warum nicht," erwiderte keck der Knabe; „ich bin ein Zimmermann meines Handwerks

und ich fechte wacker als Geselle; so schlage ich mich durch; mir ist gar nicht bange. Du weißt, ich halte etwas aus, und wenn ich mich dabei abarbeite und abmühe, und ein Bischen vom Fleische falle, was thut das? Denke Dir nur, wie mir es die ganze Nation Dank wissen wird, daß ich ihr Gelegenheit gegeben, diesen Mann zu befreien."

Ivanka lächelte vergnügt, als sie feierlich ausrief: „Gott wird Dir helfen!"

Janos hatte in wenigen Minuten sein Bündel geschnürt, die Schwester geküßt, ihr die ihm anvertrauten Schlüssel für den Vater übergeben und dem väterlichen Hause im Dunkel der Nacht den Rücken gekehrt. Mehrere Thore führen aus der Festung, Janos ging, ohne sich zu besinnen, dem nächsten zu und nahm seinen Weg gegen Süden; er hatte einige Gulden bei sich und war frohen Muthes.

Den andern Tag war es wieder der alte Kerkermeister, der den gewohnten Frühbesuch bei dem gefangenen Kossuth machte; er war heute sehr traurig und seine Augen waren nicht ganz so

glänzend, wie früher, wenn vom Weine die Rede war. „Der mir wie Keiner Bescheid that, der in Allem meine rechte Hand war, mein Sohn hat mich verlassen," erzählte der Wärter dem Gefangenen.

„Warum?" frug dieser.

„Warum? das frag ich auch," gab Herr Michel mürrisch zurück, und verließ kopfschüttelnd den Gefangenen. —

XII.

„Gott soll ihm helfen!“

Janos, des Kerkermeisters Sohn, wanderte rüstig fort, die ganze Nacht hindurch, um gewiß nicht durch irgend eine Veranstaltung seines Vaters aufgehalten oder auch nur gestört zu werden. Er machte gute Schritte und hielt nirgends Rast; natürlich, daß er, bis der Morgen graute, eine schöne Strecke zurückgelegt hatte.

„Nun bin ich aus der Schußweite und will ausruhen,“ sagte er zu sich; denn er fühlte sich nach seinem nächtlichen Marsch von Mattigkeit und Schläfrigkeit heimgesucht. Eigentlich gerieth er auf diesen Einfall durch den Anblick einer ganz besonders einladenden, mit üppigem Graswuchs bedeckten Stelle auf einer freund-

lichen, mit Obstbäumen bepflanzten Anhöhe. Ohne daß er wußte wo er sei, ohne daß er sich deshalb auch nur im mindesten beunruhigte, streckte er sich auf die grüne Stelle hin, legte sein Ränzchen unter den Kopf, zog seinen Rock so gut es ging über die Ohren und schlief ein.

Es war im Juni. Die Sonne ging prächtig auf, sie begann mit glühendem Eifer ihr Tagewerk. Millionen Strahlen goß sie hin über die harrende Erde, Millionen Bringer des Segens und der Belebung. Ueberall hin drang zauberhaft rasch ihr Einfluß. Im dunkeln, abgelegenen Winkel hob sich das einsame, gebeugte Gräschen empor und duftete, als wüßte es für wen, und freute sich. Das halbgewelkte Blümlein fühlte sich von frischer Kraft durchdrungen und raffte sich zum letzten Duften, zur letzten Freude des Lebens empor. Die schmachtende Aehre erhebt das schwere, tiefgebeugte Haupt; der kranke Vogel, der im Neste bleibt, weil die Kraft der Flügel ihm versagt, fühlt sich zum Gesang ermuntert und singt mit der emporwirbelnden Lerche den Morgengruß; die Fliege

ringt sich keck von der Erstarrung los, summt und taumelt im flüchtigen Genusse des kärglich zugemessenen Daseins; der Maulwurf selbst, der unterirdische Wühler, der das Licht scheut, reißt sich aus seiner Trägheit und jagt dem Vergnügen nach; das letzte, kaum bemerkbare Käferchen dünkt sich bedeutend und tritt hervor mit seinem Glücke; tausend gesunkene Lebensgeister ermannen sich; Tausende von erschlaffenden Kräften werden neu geweckt. Ein munteres Treiben, Drängen, Schaffen und Weben im ganzen Umkreis der Natur. Die strotzenden Knospen sprangen, die blühenden Bäume rauschten vor Lust, die Ameise ging neu gestärkt an ihre Arbeit, die Biene verließ ihre Wohnung und folgte ihrem Beruf, an Blüthen und Blumen zu saugen, die Schwalbe baute nach glücklicher Heimkehr ihr Nest.

Janos, unberührt von dem Allen, schlief unter einem Baume, der seine Blüthen auf ihn herabschüttelte; aber er träumte von seinem Liebchen, das er daheimgelassen, und hatte somit auch seinen Sonnenaufgang.

Als der Morgen ein bischen weiter vorgerückt

war, regten sich auch Menschen auf Flur und Wiese rings umher. Bauern und Bäuerinnen kamen, um das üppige Gras zu mähen. Es war gutsherrlicher Grund und Boden, auf welchem sich Janos so unbekümmert der Ruhe hingab, wie fast aller Grund und Boden in Ungarn. Die Bauern, die da kamen, waren Knechte; die Arbeit, die sie zu machen hatten, war Frohnarbeit, von der ihnen selbst fast gar nichts zu Gute kam. Auch ein Büttel war ihnen beigegeben, der auf dem Felde mit seinem Stock zu regieren befugt war.

Alles war so herrlich an dem schönen frischen Morgen, nur diese Menschen waren ein störender Mißton in dieser wohlthuenden Harmonie. Die Arbeit begann, der Büttel hatte überall die Augen; er drohte den Säumigen, er drängte sogar die Raschen; die Arbeit ging rasch vorwärts. Es dauerte nicht sehr lange, so näherten sich die Mäher der Stelle, wo Janos schlief. Ein junges Mädchen bemerkte zuerst die hingestreckte Männergestalt, erschrak und schrie laut auf; der Büttel trat hinzu, die Arbeit ruhte für einen

Augenblick, denn die Neugier behauptete ihr Recht. Der Büttel rüttelte unsanft den Schläfer, sobald er ihn für einen von niederem Stande erkannte, und rief: „Auf! hinweg von hier, Vagabund!" Janos erwachte, rieb gähnend die Augen und sah umher wie Jemand, der es nicht begreift und zu errathen sich anstrengt, was um ihn her vorgehe. Die Frauen und Mädchen kicherten.

„Wer bist Du?" frug der Büttel den Fremden in ungarischer Sprache.

„Ein Ungar wie Du."

„Das will gar nichts sagen; Du mußt Dich ausweisen, was Du treibst und was Du willst."

„Das sollst Du gleich erfahren," entgegnete Janos.

„Wer hat Dir" — examinirte der Büttel weiter — „erlaubt, Dich hier auf diesen fremden Boden niederzulegen?"

„Ist das nicht ungarischer Boden?" frug Janos.

„Ja wohl!" antwortete der Frohnaufseher; „aber —"

„Also ist es nicht fremder Boden," unterbrach heftig der junge Fremde.

„Du hast sonderbare Begriffe, doch wird die Bank und der Stock sie schon zurechtbringen," rief in der rohesten Weise der Aufseher.

„Was sagst Du da?" frug mit zurückgehaltenem Grimm der riesige Sohn des Kerkermeisters.

„Du wirst festgenommen," antwortete der Büttel.

„Von wem?" frug Janos, indem er die nicht unbeträchtliche Gestalt des Drohenden verächtlich maß.

„Von mir," erwiderte mit trotziger Anmaßung der Büttel, „und das gleich; ich befehle Dir, mir zu folgen."

Er faßte den Fremden unsanft am Arme, um ihn wegzuführen.

„Wer bist Du?" frug, sich noch immer beherrschend, Janos; „und was habe ich Dir gethan?"

„Ich bin ein Diener der hiesigen Herrschaft, der es zu seinen angenehmsten Pflichten zählt,

solche hergelaufene Lumpen, wie Du einer bist, festzunehmen."

Der Amtsdiener hatte diese Rede kaum zu Ende gesprochen, als ein Faustschlag des jungen Mannes ihm derart ins Gesicht fuhr, daß seine Sinne ihre Thätigkeit aufgaben und er, ein zeitweilig Lebloser, auf den Rasen hinsank.

Die Bauern, welche dem Wortwechsel zugehört und nicht wenig erstaunt und überrascht waren, daß der fremde junge Bursche es wagte, dem Manne, vor dem sie sich fürchten und beugen, so entgegenzutreten, und darob die Häupter schüttelten, geriethen jetzt, da ihr Dränger den Boden maß, in förmlichen Aufruhr. Statt erfreut zu sein, waren sie erbittert über diesen Sturz des rohen Tyrannen; sie schwangen zornig die Sensen und wollten sich auf den Fremden stürzen. Die Weiber, besser fühlend und urtheilend, als ihre überlegenen Hälften, von der Gefahr des muthigen Einzelnen, der Menge gegenüber, ergriffen und mit klarerem Sinn die Dinge betrachtend und erfassend, traten den

Männern in den Weg, und widersetzten sich dem grausamen, übereilten Vorhaben.

„Wie kämen wir dazu," rief eines von den Weibern, „uns dieses Mannes anzunehmen, der uns nur Böses zufügt, von dem wir noch nichts als Uebelwollen und Härte erfahren haben?"

„Er prügelt uns so oft; ist es nicht billig und ganz gut, daß er ein Mal fühle wie es schmeckt, ein bißchen hart getroffen zu werden?" meinte eine Zweite.

„Geht es uns etwas an, was er mit einem Dritten vor hat? Er soll mit ihm zurechtkommen wie er kann," ließ sich eine Dritte vernehmen.

„Hat Einer nicht Recht, wenn er sich gerade nicht mißhandeln lassen will?" bemerkte eine Vierte.

„Und eine Fünfte bemerkte: „Wollt ihr euch aber mit dem Fremden durchaus messen, — wenn auch dafür kein Grund vorhanden ist, weil er eigentlich eher unsern Dank als unsern Groll verdient, — habt ihr aber zu einem Kampfe mit

ihm durchaus Lust, nun gut; so lege Einer von euch die Sense bei Seite und gehe auf den jungen Menschen los. Einer gegen Einen, Faust gegen Faust, gleich und gleich; dann wird es sich zeigen, wer mehr ausrichtet, ob Einer von euch oder der Fremde."

„Warum wolltet ihr den Fremden bestrafen? Hat er euch etwas zu Leide gethan?" rief die Sechste. „Nein; dafür, daß er den Diener der Herrschaft zu Boden geschlagen? Der würde sich eurer nicht annehmen, wenn man euch Alle massakrirte; ja ich glaube, daß er dazu die Messer liefern und hübsch behilflich sein würde."

„Hm, fürwahr!" — „So verhält sich's eigentlich." — „Ja, so," — „fein bewiesen," — riefen einige von den Bauern. Alle nickten beifällig mit den Köpfen und gaben, indem sie die Sensen auf die Schultern nahmen, ihr Vorhaben auf. Ja einige von den Jüngern gingen auf den Fremden zu, reichten ihm die Hand und sprachen in herzlichem Tone: „Grüß Gott, ungarischer Mann!"

„Danke euch, ungarische Brüder," antwortete Janos, indem er die dargebotenen Hände mit besonderem Nachdruck preßte.

Mit höhnischem Lächeln blickten die Bauern und Bäuerinnen auf den hingestreckten Amtsdiener, der noch immer bewußtlos und blutend dalag; — und von dem zu Boden Geschlagenen wandten sie die Blicke mit einer besondern Ehrfurcht und Bewunderung immer auf den kräftigen Jüngling, der diesen Riesen erlegt.

„Du führst keine üble Faust, Kamerad," sprach ein junger Mann von kräftiger Gestalt zu dem Fremden, „und Du magst wohl ein echter Ungar sein."

„Das bin ich mit Leib und Seele, meine Freunde," gab Janos zurück, „und ich bin erbötig, es Jedem auf dieselbe Art zu beweisen, wie diesem Hund, der hier liegt und nicht mehr daran zweifelt."

Diese Worte fanden allgemeinen Beifall, der sich durch lautes Lachen bei den Jüngern, durch Nicken mit dem Kopfe bei den Aeltern kundgab. Alle Blicke richteten sich wieder auf den

Aufseher, der Spuren von dem wiederkehrenden Leben verrieth.

„Höre, junger Mann," sprach ein alter Bauer mit grauen Haaren zu dem Fremden, „Du hast Dir diesen Drachen auf eine vortreffliche Art, die Dir Ehre macht, vom Halse geschafft; allein Du siehst, er regt sich, er gewinnt wieder Leben, und Du thätest vielleicht gut, ihm aus den Augen zu gehen."

„Ich sehe; Vater," erwiderte der Fremde, „daß Du die Faust des Janos sehr schlecht kennst, sonst wüßtest Du, daß dieser getroffene Mann eine hübsche Zeit zahm bleiben wird, daß er viele Tage auf nichts bedacht sein wird, als seine zerrüttete Gesundheit in Ordnung zu bringen und sich von der erlittenen Erschütterung zu erholen."

„Wenn Du Deiner Sache so gewiß bist, dann bleibe und sage uns Dein Vorhaben; erkläre uns, wenn es Dir beliebt, den Umstand, daß Du verschieden von andern ordentlichen Leuten, im Widerspruch mit Deinem eigenen wackern Aussehen, im Freien wie ein Vagabund über-

nachtetest; sage uns, was Dein Gewerbe, Dein Treiben; denn es ist doch damit nicht abgethan, daß man ein echter Magyar ist, als welchen Du Dich erwiesen; ein Magyar, wie jeder andere Mensch, muß sein Metier, seine Beschäftigung haben." —

Also redete der alte Bauer, ehemals ein Husar, der viel und nicht ohne Nutzen in der Welt herumgekommen war, und wegen seiner Erfahrungen, der Kunstfertigkeit, mit welcher er die Worte zu setzen wußte, in besonderem Ansehen bei seiner Gemeinde stand. Und Janos hierauf:

„Es ist ganz gut, daß ihr mich zu dieser Auseinandersetzung auffordert, ihr überhebt mich dadurch der Mühe, sie euch anzutragen, euch um Gehör und Aufmerksamkeit zu bitten; denn es ist mir sehr wünschenswerth, euch mein Vorhaben und den Grund der vorgekommenen Sonderbarkeit, die euch mit Recht räthselhaft erscheint, anzugeben. Ihr sollt von mir Dinge erfahren, die euch mehr in Erstaunen setzen, als Alles, was ihr bis jetzt erfahren und erlebt."

Die ältern Bauern, und unter diesen beson-

dem der gewesene Husar, schüttelten zweifelnd die Köpfe; sie betrachteten verächtlich den jungen Fremden, wie einen Großsprecher. Die Jüngern aber und der weibliche Theil der Gesellschaft, durch die Kraft und den Muth, durch das biedere, sichere Wesen des Fremden gewonnen, drängten sich voller Theilnahme und Neugierde um ihn und warteten auf die Mittheilungen, die er versprach.

„Ich bin ein Zimmermann meines Handwerks," begann der Fremde. . . . .

„So etwas habe ich schon erlebt," bemerkte höhnisch der gewesene Husar, der sich verletzt fühlte durch die vorhergegangene Behauptung des jungen Fremden.

„Das ist allerdings nichts Ungewöhnliches, und ich habe das nur berührt, damit ihr wißt, was ich eigentlich bin, weil ihr es doch wissen wolltet. Also ich bin ein Zimmermann meines Handwerks und der Sohn des Kerkermeisters zu Munkacz."

„Nicht möglich!" rief der junge Bauer von kräftigem Aussehen. „Ihr der Sohn eines

Kerkermeisters? Das ist merkwürdig!" Bauern und Bäuerinnen wechselten mit einander Zeichen der Verwunderung.

„Was gibt es darüber zu staunen?" rief der unversöhnliche alte Bauer.

„Du hast Recht, Vater," ließ sich Janos vernehmen; „das ist etwas Alltägliches. Es gibt viele Gefängnisse, viele Kerkermeister, verheirathete Kerkermeister zumal, in der Welt, und viele Söhne von Kerkermeistern. Ich habe auch damit nichts sagen wollen und es nur deshalb erwähnt, weil es auf den eigentlichen Gegenstand von Wichtigkeit Bezug hat."

„Also nur weiter, weiter!" drängten die ländlichen Damen, die sehr gespannt und wegen der Unterbrechungen ungeduldig waren. Und Janos fuhr fort:

„Auf der Festung Munkacz da sitzen viele Gefangene der verschiedensten Art, das könnt ihr euch wohl denken, wenn ihr nicht davon gehört habt."

„Ich bin in der Festung ganze sechs Monate gelegen, ich habe sicher etwas davon gehört,“ ruhmredete der gewesene Husar.

„Desto besser,“ versetzte Janos und fuhr fort: „Mein Vater ist nicht mehr jung und hat geglaubt, daß es für ihn und für mich wohlthätig sei, wenn ich mein Handwerk fahren lasse und ihm behilflich bin; ich durfte nichts dagegen haben und that, wie er wollte. Ich war sehr jung, als ich zu dem neuen Geschäfte kam, und habe darüber gar nicht nachgedacht, ob dieses Geschäft gut oder schlecht, lobenswerth oder verwerflich sei. Ich hielt alle die Gefangenen für Verbrecher und besorgte Alles, wie mir mein Vater befahl, wie die Vorschrift lautete. Unter den Gefangenen waren Leute von allen Zungen: Deutsche, Italiener, Böhmen, Polen, Ungarn; mir machte das keinen Unterschied; denn ein Verbrecher, dachte ich, bleibt ein Verbrecher, ob er deutsch oder ungarisch spricht.“

„Wie anders? — versteht sich!“ — riefen die Zuhörer.

„Ganz anders, ganz anders verhält sich's, Brüder," entgegnete Janos.

„Wie denn? wie denn?"

„Ich habe doch Manches gesehen und erlebt, aber ich wüßte nicht, daß es sich anders verhielte," bemerkte mit großer Selbstgefälligkeit der Husar.

„Wißt ihr, Brüder," fuhr Janos fort, „daß es ein Verbrechen ist, ein echter, braver Ungar zu sein?"

„Wie ist das? Was sagt er? Wie ist das zu verstehen?" rief es aus dem Haufen.

Der gewesene Husar lachte laut auf und sprach: „Unsinn über Unsinn! Ich war stets ein braver Ungar, aber es ist doch Niemandem eingefallen, mich für einen Verbrecher zu halten."

Die Bauern lachten.

„Er hat Recht, der Vater Köröczy; gewiß ist es so; was kann der Fremde darauf sagen?" scholl es aus dem Haufen.

„Das sollt ihr gleich hören!" rief Janos, zornig gemacht durch den Hohn und den Einwurf des Alten. „Der Vater Köröczy, oder wie

er sonst heißt, behauptet, daß er ein guter Ungar sei. Wie so? Mit welchem Recht? Was hat er für Ungarn gethan? Ist man schon darum ein guter Ungar, weil man ungarisch spricht, einen ungarischen Rock und ungarische Hosen trägt, ungarischen Wein gern trinkt, ungarisch schwört und flucht, und bei einer Rauferei auf die Brust schlägt und ruft: Ich bin ein Ungar?! Dann freilich sind wir Alle herrliche Ungarn, trotz den alten Rakozy und Telecky; allein es ist etwas mehr nothwendig als dieses Alles, um ein guter Ungar zu sein."

„Was denn, was denn?" frug die Schaar.

„Man muß das thun, was einer unserer Gefangenen gethan hat."

„Sag' was, sag' was!" scholl es aus der bewegten Bauernversammlung.

„Man muß hingehen und rufen: „„Ungarn über Alles!"" Man muß hingehen und rufen: „„Ungarn ist mehr als der König, und Ungarn wird aber doch sehr, sehr zurückgesetzt!"" Man muß dem armen unterdrückten Lande zu seinem Recht verhelfen. Hat Vater Köröczy so gethan?"

„Nein, nein!“ riefen die Landleute, und der alte Bauer stand unwillig und beschämt da.

„Aber Einer hat das gethan,“ fuhr Janos fort.

„Wer, wer?“ frugen die Zuhörer.

„Wer? Ein Mann, der im schwersten Kerker schmachtet, dessen Wort, wenn ihr es hört, durch die Seele fährt, wie Gottes Blitz; er heißt Lajos Kossuth. Und wißt ihr, warum er in schmählicher, unwürdiger Haft schmachten muß?“

„Warum? warum?“ frugen die Bauern.

„Weil er es gewagt, ein echter Ungar zu sein.“

Die Bauern schüttelten ungläubig die Häupter und Janos rief:

„Schüttelt nicht euere Häupter; es ist ganz so, wie ich euch sage, und Jeder von euch kann die Erfahrung machen, wenn er will, daß es ein Verbrechen ist, ein echter Ungar zu sein.“

Die Landleute standen sinnend da; sie bemühten sich, den Sinn der Worte, die sie nur halb begriffen, zu ermitteln.

Mittlerweile hatte sich der zu Boden geschlagene Amtsdiener, ohne daß es einer von den in Anspruch genommenen Bauern oder Bäuerinnen

bemerkte, erholt; er raffte sich mit harter Mühe empor und, gestützt auf den Stock, den er sonst zu brutalen Mißhandlungen der von ihm bei der Arbeit beaufsichtigten Bauern anwandte, schwankte er dem Haufen zu, der den Reden und Berichten des Fremden lauschte. Er hatte Vieles gehört und hätte mögen vor Wuth ersticken, daß er nicht hinfliegen konnte, um den „aufwieglerischen Fremden", der ihn so arg zugerichtet, und jeden Einzelnen von den anwesenden Unterthanen der Herrschaft, ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters auf's Nachdrücklichste zu züchtigen. Jetzt plötzlich, unerwartet stand der gewohnte Dränger unter den Bauern, freilich diesmal ein matter, blasser, hinfälliger Mann, und schrie mit der äußersten Anstrengung, indem er machtlos den Stock schwang: „Müssiggänger, Lumpenvolk, elendes, erbärmliches Gesindel, ist das euere Arbeit, hier diesen Vagabunden anzuhören?"

In lang gewohnter Angst stoben die Landleute auseinander. Janos aber blieb ruhig stehen und lachte. „Hast Du noch nicht genug,

Du vertrackter Wicht? Fehlt Dir noch etwas, so will ich Dir gleich zu Diensten stehen, denn ich habe so viel Vorrath an Faustschlägen, daß ich ein ganzes Regiment solcher Wichte, wie Du bist, damit abspeisen kann."

Der Büttel wollte sich keiner erneuerten Operation, wie sie von dem jungen Manne an ihm vollzogen worden, aussetzen, und folgte, so gut und so schnell er nur konnte, taumelnd den unter seiner Aufsicht stehenden Arbeitern. Sein Ruf versammelte den ganzen Haufen um ihn und er begann:

„Ihr seid Alle nichtsnutzige Kerls und Jeder von euch verdient die Bank und funfzig Streiche der besten Sorte! Ihr wißt allesammt, daß euch die verdiente Strafe nicht ausbleibt; aber ich will ein Mal in meinem Leben gnädig sein, wenn ihr mir diesen Aufwiegler und Vagabunden festnehmt und meinem Zorne überliefert. Es ist eigentlich euere Schuldigkeit, so zu thun, und ich befehle es euch!"

Die Bauern sahen sich schweigend an und Keiner wagte dagegen oder dafür zu sprechen.

„Ihr säumt? Ihr zaudert?“ rief der Büttel, „und die Bank des Stuhlrichters ist euch doch bekannt und im Gedächtniß!“

Große Bestürzung und Verlegenheit bemächtigte sich der Schaar, die noch immer stumm und rathlos stehen blieb. Endlich nahm der älteste Bauer, der gewesene Husar, das Wort:

„Jeder muß für sich sorgen so gut er kann. Was haben wir uns um den fremden Prahler zu kümmern, der uns allerhand Zeug vorgeschwatzt? Ist es nicht besser, wir opfern ihn als uns? Ist es nicht gerathen und ganz natürlich, daß wir die Stockstreiche von unserm Rücken auf seinen ableiten? Wir sind Unterthanen und müssen unserer Herrschaft gehorchen, sonst richten wir uns zu Grunde. Er ist stark und kann etwas aushalten.“

Einzelnen von der Schaar mißfiel der ungastfreundliche Vorschlag, und sie hätten lieber sich selbst der Strafe unterzogen, als sie dem Fremden erleiden zu lassen; allein sie wagten nicht zu sprechen, sie wagten nicht, den Zorn des Büttels auf sich zu laden; sie, blos eine Min-

derheit, wagten nicht auf ihre eigene Faust Widerstand zu leisten, der von der einen Seite erfolglos und von der andern gefährlich gewesen wäre. Sie verhielten ihre Unzufriedenheit mit dem Vorschlage des alten Husaren und folgten der Mehrheit des Haufens, der sich nun in Bewegung setzte und dem jungen Fremden entgegenging.

Janos hatte der freundlichen Verhandlung zugehört und Zeit gehabt, über seine gefährliche Lage und die möglichen Mittel, sich ihr zu entwinden, nachzudenken. Als die Bauern auf ihn losrückten und sich in einer Entfernung von ihm befanden, die sich für eine Unterhandlung zwischen den bis dahin noch unbezwungenen Mächten eignete, rief er ihnen mit donnernder Stimme „Halt!" entgegen. Die Bauern blieben instinctmäßig stehen. Nun fing das Parlamentiren an.

„Was wollt ihr eigentlich?" frug der Fremde.

Der gewesene Husar wurde durch stillschweigendes Zuerkenntniß zum Stimmführer, zum Vertreter des ganzen Haufens ernannt und er antwortete ganz lakonisch auf die gethane Frage: „Dich greifen!"

„Und warum?“ frug wieder der Fremde; „habe ich Grund gegeben, mir Schlimmes zuzufügen?“

Der Aelteste unter den Bauern erwiderte: „Du bist ein vorlauter Bursche, ein Vagabund. Du siehst gefährlich aus, und auf Befehl unseres Vorgesetzten nehmen wir Dich fest.“

„So?“ ließ sich Janos vernehmen; „auf Befehl eueres Vorgesetzten, der euch „Hunde“ nennt und euch wie das Vieh und noch schlimmer behandelt; also auf dieses Menschen Befehl, den ich zu Boden geschlagen und der es schon tausend Mal an euch verdient, daß ihm so und noch schlimmer geschehe; auf dieses Menschen Befehl, der nicht werth ist, dem Schlechtesten von euch den Schuhriemen aufzulösen, wollt ihr euern Landsmann, der treuherzig mit euch gesprochen und verkehrt, der euch als Kameraden begrüßte und als Kamerad begrüßt wurde, in's Unglück stürzen? Und dennoch glaubt ihr, könnt ihr glauben, daß ihr brave, wackere Ungarn seid? Zum Lachen!“ — Der Knabe schlug eine Lache auf, daß es weithin gellte.

„Hört ihr, wie er schmäht, der vorlaute Junge?" sprach der alte Bauer zu seiner Umgebung, und die Meisten nickten bejahend. Dem Janos aber sagte er im Namen Aller: „Es bleibt dabei, Du wirst aufgegriffen und vor den Stuhlrichter gebracht, Du magst thun und reden, was Du willst: Du verdienst es nicht besser, und wir thun unsere Schuldigkeit ohne uns um einen unbärtigen Laffen zu kümmern."

„Schufte!" donnerte ihnen der ergrimmte Janos entgegen. „Ihr seid elende, niederträchtige Schergen; ihr seid miserables Lumpenpack, wie es euch der saubere Amtsdiener, der eigentlich weit mehr werth ist als ihr, gesagt hat; ihr seid nicht werth, daß ein ehrlicher Ungar mit euch spricht, mit euch trinkt; ihr habt keine Ehre im Leibe und keine Treue im Herzen; ich schäme mich, daß ihr die ungarische Sprache sprecht. Feige Wichte seid ihr und wären unserer zehn, wie ich bin, so wollten wir auf euern Gliedern so trommeln, daß man es für Alarm hielte; ich bin aber allein und muß euerm allzu großen Uebergewicht weichen. Wenn ihr aber glaubt,

daß ihr den Janos, der Jedem von euch fünfzehn Schritte auf hundert vorgibt, erwischt, so seid ihr eben so dumm wie schlecht und niederträchtig."

„Vorwärts, marsch!" rief der Husar statt aller Antwort den Bauern zu, und die marschirten vorwärts. Janos blieb ruhig stehen und ließ in seinem Muthwillen den Haufen bis auf zwei Schritte herankommen, dann wandte er sich, sprang mit der Schnelligkeit und Leichtigkeit eines Hirsches die Anhöhe hinunter, eilte dem Fußsteig zu, der dem durch die Anhöhe vom Dorfe getrennten Walde zuführte; er richtete seinen Lauf nach dem Walde. Von Zeit zu Zeit blieb der Knabe stehen und blickte hohnlachend nach seinen Verfolgern, die ihm in Masse nachsetzten und die er bald weit hinter sich zurückgelassen. Noch ein Mal gellte sein Hohngelächter ihnen entgegen, dann verschwand er hinter den Bäumen des Waldes.

Die Bauern setzten ihre Verfolgung bis an den Saum des Waldes fort; da sie aber hier keine Spur des Flüchtigen gewahrten, kehrten

sie um und begaben sich zurück auf die Anhöhe, wo der rohe Büttel und die schwere Arbeit ihrer harrten. Die Weiber waren bereits bei der Arbeit, als die Bauern von ihrer vergeblichen Verfolgung zurückkehrten.

Der Ausdruck des Schmerzes und der Wuth im Angesichte des Büttels war von schlimmer Vorbedeutung für die Bauern, wenn auch die körperlichen Leiden des Hartgetroffenen sie für den Augenblick vor den Folgen seiner Erbitterung schützten. Und in der That, die Bauern hatten Grund diesen Tag und die Ankunft des Fremden zu verfluchen. Denn ihr Dränger war seit diesen Ereignissen grausamer, unerbittlicher denn je, und mißhandelte auf das Schonungsloseste, wer von den Bauern nur den geringsten Anlaß dazu gab. Da diese übrigens einsahen, daß die befolgten Rathschläge des alten Köröczy sehr ungünstige Resultate aufzuweisen hatten, und daß sie durch die feindseligen Demonstrationen gegen den Fremden nichts gewonnen, sondern eben so zu leiden hatten, als wäre von ihnen der Befehl des Amtsdiener nicht

vollzogen worden, so hatte der Restor des Dorfes bald nach diesem Ereigniß sein Ansehen gänzlich eingebüßt; und die Bauern und Bäuerinnen nannten ihn den ruhmredigen Alten. — —

Janos aber wanderte nach dem unangenehmen Vorfall im Schatten des Waldes rüstig weiter. Vogelgesang, Duft und Blätterrauschen begleiteten ihn; eine Gesellschaft, die ganz gewiß im Stande ist, einen jungen, kräftigen Mann mit einem gesunden, frischen Herzen heiter zu stimmen, vergnügt zu machen. Allein der wandernde Magyar war und blieb verstimmt: er hing seinen Gedanken nach, die ihn so sehr in Anspruch nahmen, daß er nicht ein Mal Aufmerksamkeit für das hatte, was um ihn her auf den Zweigen, in den Büschen vorging.

Dies waren seine Gedanken:

„Es wird nicht so leicht gehen, mein Vorhaben auszuführen, als ich geglaubt; und der edle Mensch im Kerker wird, wie mir scheint, noch lange warten müssen, bis ihn die Söhne Ungarns frei machen. Oder sind diese Bauern, die ich traf, Ausnahmen vom ungarischen

Volke? Es muß wohl so sein; denn Kossuth zeigt ja tiefe Ehrfurcht vor dem ungarischen Volke; also muß es ein würdiges, ein edles sein. Ich muß künftig vorsichtiger und gescheidter sein, dann richte ich wohl mehr aus. Aber wie fange ich es denn eigentlich an, damit ich die Herzen bewege, damit ich das Volk für meinen Plan gewinne? Hätte ich Kossuth's Geist und Kossuth's Zunge! — Zu viel verlangt! — Ich werde künftig sanfter und geschmeidiger verfahren; ich werde Jedem gute Worte geben; ich werde bitten, ich werde ihnen die Lage des großen Mannes rührend vorstellen. Es muß gelingen, sonst hat sich Kossuth in seinen Ungarn geirrt, und sie sind nicht werth, einen so großen Mann zu haben, wie er ist. Ich will es jetzt recht pfiffig anfangen; es wird schon gehen." —

Nun fing er an über einen Plan nachzugrübeln, nach welchem er künftig zu Werke gehen wolle; und da er ein Unerfahrener in der Welt und ihren Verhältnissen war, mußte es wohl kommen, daß er auf die abenteuerlichsten Anschläge verfiel. Er wollte zu einem großen,

mächtigen Herrn, zu einen Stuhlrichter in Dienst gehen, dessen Liebe erwerben und ihn dazu bewegen, eine Erhebung Ungarns zu bewirken und Kossuth zu befreien. — Er dachte daran, sich als Soldat anwerben zu lassen und seine Kameraden zu einem Befreiungszug nach Munkacz zu bewegen.

Er hätte gern einen Geistlichen für diese Sache gewonnen, damit dieser von der Kanzel herab den Kreuzzug predige.

Allein wie das Alles anfangen? Auf welchem Wege an die rechten Leute gelangen? das war eine weit größere Schwierigkeit, als sich der muthige Knabe gestand, der unbekannt, fremd, nicht ein Mal wußte, in welcher Gegend Ungarns er sich befinde. Er munterte sich selbst und seine Hoffnung durch den Zuruf auf: „Es wird schon gehen!" — Er erwartete von dem Zufall, von der Gelegenheit, was er nicht zu ersinnen, planmäßig anzulegen vermochte.

Nachdem er einige Stunden fortgegangen war, den betretenen Steg verfolgend, verließ er den Wald und erblickte eine weite grüne Ebene vor

sich, auf welcher Häuser mit rauchenden Schornsteinen, weidende Heerden, thätige Landleute, Pferdegespanne vor leeren und beladenen Wagen zu bemerken waren. Janos fühlte sich ermüdet von dem langen raschen Gang und von der Sonnenhitze, die selbst durch den Waldesschatten nicht bezwungen wurde und jetzt auf der ganz blos gestellten Ebene mit der vollen Kraft auf ihn niederdrückte. Er schritt dem nächsten Hause zu; es war eine Schenke. Es konnte nichts Einladenderes für einen müden Wanderer geben, als dieses Haus. Pappeln umstellten es in dichter Reihe an drei Seiten und verschafften ihm Kühlung. Dichtbelaubte Weinranken bedeckten die vierte Außenwand, so daß man es von dieser Seite ansehend für eine grüne Laube hätte halten mögen. Rückwärts war ein Obstgarten in voller Blüthe, an dem vorüber ein krystallheller Bach', auch matt von der Sonnengluth, leise rauschend dahin floß.

Janos trat in die Schenkstube. Das Innere glich bei weitem nicht dem Aeußern. Die Wände der Stube waren braun von Rauch und

Schmutz; die Meubel: Zimmermannsarbeit, an allen Ecken und Enden beschädigt. Der Boden von Lehm hatte störende Unebenheiten und Vertiefungen, und zu diesem Bilde paßten die zwei wild aussehenden, riesigen Wolfshunde, die, alle vier Füße von sich gestreckt, mitten in der Stube lagen und Mittagsruhe hielten. Ebenso paßte die alte mürrische Wirthin mit runzeligem Gesichte, die allein von den Hausleuten zu sehen und der wahrscheinlich dir Sorge im Innern anvertraut war.

Janos fand noch zwei Gäste an dem Ende eines Tisches im Gespräch mit einander, die in Sicherheit vor der drückenden Hitze draußen, sich beim kräftigen perlenden Ungarwein, wiewohl in grünem trüben Glas kredenzt, gütlich thaten. Janos grüßte die Anwesenden auf's Zuvorkommendste, nahm bescheidentlich an dem andern Ende des Tisches Platz und begehrte von der alten Wirthin Speise und Trank. Die mürrische Hexe brachte ein Glas Wein, Brot und Speck, setzte das Alles, ohne ein Wort zu reden, auf den Tisch und reichte eben so stumm die

dürre Hand hin, um die Bezahlung in Empfang zu nehmen.

„Wie viel?“ frug Janos.

„Zwei Groschen,“ gab eine unangenehme, kreischende Stimme zur Antwort.

Janos langte zwei Groschen Wiener Währung aus seiner Tasche.

„Könnt Ihr nichts nachlassen, Frau Mutter?“ frug der Reisende, bevor er die Summe einhändigte.

„Nichts,“ — antwortete kurz die unfreundliche Wirthin und nahm das dargereichte Geld.

Das Mahl war wohlfeil, auch nicht besonders köstlich, aber es schmeckte vortrefflich dem Müden, dem Hungrigen. Die erste Zeit seiner Anwesenheit widmete Janos ganz und gar dem angenehmen, dringenden Geschäft: er genoß mit Lust und allem Behagen die kärgliche Kost. —

Die beiden andern Gäste an demselben Tische setzten ihre Unterhaltung auf ungarisch ununterbrochen fort. Sie tranken aus einem Glase. — Der Eine von ihnen war ein Soldat in Husarenuniform, der Andere war, wie aus

Sprache und Geberde leicht zu erkennen war, ein Jude.

„Wie gesagt, ich nehme großes Interesse am Soldaten,“ sprach der Jude; „denn mein eigner Sohn ist leider Gottes Soldat. Trinkt, ich bitt Euch, trinkt; Ihr macht mir eine große Freude, wenn Ihr trinkt.“ —

„Warum leider Gottes?“ frug der Husar, ein Mann mit einer gutherzigen, treumüthigen ungarischen Physignomie.

„Gleich sollt Ihr hören warum leider Gottes,“ entgegnete der Jude. „Für's erste erziehen wir unsere Kinder nix zum Todtschießen. Unser Volk will nix erschießen, und nix erschossen werden. Kann man das einem Volk übel nehmen? Nein man kann's ihm nicht übel nehmen; denn zu solchen Sachen ist man doch wirklich nicht auf der Welt. Ihr werdet sagen, ich bin feig, oder wenigstens denken; nicht wahr?“

„Gewiß Joel, ich sage es Euch offenherzig; denn, wenn es nach Euch ginge, da könnte jeder Feind mit dem Vaterlande wirthschaften, wie er wollte.“

„Mit welchem Vaterlande?“ frug der Jude, indem er mit halb zugedrückten Augen den Husaren anblickte. —

„Mit Eurem und meinem Vaterlande.“

„Mit meinem Vaterlande? Wo hat e Jud ein Vaterland? Plag' hat er, Sorgen hat er, Noth hat er, Gram und Elend hat er. Aber ein Vaterland hat er nicht. Also wofür soll er Soldat sein, erschießen oder sich erschießen lassen? Wollt Ihr mir das gefälligst sagen?“

„Warum habt Ihr kein Vaterland? Seid Ihr nicht in Ungarn geboren und erzogen so gut wie ich?“ frug der Husar.

„Ein ungarischer Ochs ist auch geboren und erzogen in Ungarn,“ meinte der Jude. „Aber was hat er davon, ob er hier geschlagen und geschlachtet wird, oder anderswo? Bin ich ein Bürger wie Ihr seid? Hab ich ein Recht wie Ihr habt? Nein. Folglich bin ich kein Ungar, bin ich nix und brauch für Ungarn nicht todt zuschießen und mich nicht todt schießen zu lassen. Solche Ungerechtigkeit, wie man gegen uns Juden begangen hat und begeht, ist über allen Be-

griff; man kann wahnsinnig werden, wenn man darüber nachdenkt. Man verrammelt uns alle Gewerbe und läßt uns blos den Schacher frei, um unser Leben zu fristen; dann schilt man uns Schacherer, 'weil wir das einzig mögliche Gewerbe treiben. Man drückt uns so nieder, daß es ein Wunder ist, daß wir nicht ganz zusammenbrechen, und dann lacht man und schimpft man über unsern gebogenen Rücken. Sie machen, daß wir uns fortwährend fürchten, sie mißhandeln uns; wenn wir es wagen frei aufzublicken, dann spotten sie und schimpfen sie über unsere Furchtsamkeit! Sie vergällen uns jeden Tropfen Lebens und wundern sich darüber, daß wir sie nicht lieben. Sie lassen uns kein Stückchen Vaterland und können uns nicht genug Verachtung dafür zeigen, daß wir nicht für's Vaterland sterben wollen. Sie lassen einem Judenkind, wenn es schon in den Krieg geht und sich auszeichnet, nicht ein Mal das Avancement, und doch machen sie die Forderung, daß ein Jud sich auszeichnen soll. Jeder Mensch weiß, daß wenn ein Jud durch eine kühne That das

ganze Vaterland retten möchte, man beim Hofkriegsrath anfragen müßte, ob ihm aus besonderer Gnad eine Gefreitenstelle zu verleihen sei; und ein Jud soll aufhören ein denkender Mensch zu sein und soll sich trotz all dieser Zurücksetzungen in Gefahr stürzen. Kann man so etwas von einem Menschen verlangen? Wißt Ihr nun das Erstens, warum ich sage: leider Gottes ist mein Sohn Soldat?"

„Und was gibt es noch für einen Grund, Joel?" frug der Husar.

„Das Zweitens," sprach der Jud, „will ich für mich behalten. Es ist nicht rathsam, vor einem Menschen, der in königlichen Diensten steht, Alles zu sagen. So ein Mann hat seine Dienstpflicht, seine Ehre und seinen Säbel.

„Das, was Ihr jetzt gesagt habt, ist eine Beleidigung für mich, Joel!" versetzte der Husar; „wir trinken aus einem Glas und Ihr könnt mir vertrauen, was Ihr wollt. Ich werde Euch nicht verrathen, Euch nichts anhaben." —

„Beleidigen wollte ich Euch nicht," erklärte der Jude; „aber vorsichtig muß ein Jude sein. Denn Niemand bedenkt sich lang, ihm ein Unglück an den Hals zu werfen. Nun will ich Euch aber, da Ihr Euch so redlich zeigt, das Zweitens auseinandersetzen, warum ich sage: Leider Gottes ist mein Sohn Soldat. — Was ist bei uns ein Soldat? Ist das ein Mensch, der dem Vaterlande dient? Nein. Sondern ein Mensch, der dem Hof dient; und dieser Dienst will mir nit gefallen. Der König — das ist der Hof — kann durch die Soldaten mit dem Vaterlande thun, was er will, statt daß das Vaterland mit dem Hof thun kann, was es will." —

„Thut denn unser König nicht das Beste für Land und Leute?" frug der Husar.

„Nein, Ischtwan, das thut er nicht." —

„Freilich wohl," widersprach der Husar. Ich muß das besser wissen, Joel, ich habe es selbst aus dem Munde des Herrn Rittmeisters Esterhazy und des Herrn Oberstlieutnants Liechtenstein gehört." —

„Ich muß es besser wissen als Ihr, Ischtwan; mir freilich haben es keine so großen Herren gesagt wie Euch; aber Einer hat es mir gesagt, der mehr werth ist, weit mehr als sie Alle."

„Joel, überlege, was Du sagst," entgegnete der Husar. „Mehr werth, als unser Herr Rittmeister und Herr Oberstlieutnant — das ist nicht möglich; sag, wer der ist." —

„Es ist ein gewisser Lajos Kossuth. Du kennst ihn wahrscheinlich nicht, hast nie seinen Namen gehört."

„Kossuth!" widerholte Janos halb vernehmlich.

„Lajos Kossuth," rief der Husar; „seht Ihr, wie Ihr Euch irrt, Joel? Das ist ja der gottlose, rebellische Schriftsteller, der Ungarn in's Verderben stürzen, der uns Allen das Brot vom Munde reißen will."

Janos knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste. —

„Das will Kossuth?" sprach der Jude gelassen und sah lachend den Soldaten an, und die-

ser versetzte: „Ganz gewiß, Joel, es hat in unserm Tagesbefehl gestanden; ich habe es mit meinen eigenen Augen gelesen, daß Kossuth ein gottloser, rebellischer Schriftsteller ist, der Ungarn in's Verderben stürzen will und daß wir ja nichts von ihm lesen sollen." —

„Mein guter Herr Soldat," sprach wieder der Jude mit derselben Gelassenheit und mit demselben Lächeln, „das ist ein schlechter Beweis."

„Wie? ein schlechter Beweis, wenn es in unserem Tagesbefehle steht?" fuhr der Husar auf.

„Wenn Ihr es mit Gewalt haben wollt, daß Euer Tagesbefehl ein Evangelium sei, so muß ich es dabei lassen; denn ich bin ein alter schwacher Jude, der mit seinen Fäusten nichts gegen Euch ausrichten kann. Wollt Ihr aber ruhig und friedlich über diese Sache sprechen, Meinung um Meinung tauschen, so stehe ich zu Diensten und mache mir eine Ehre draus, mit einem so wackern Krieger, wie Ihr seid, nach Eurem Aussehen zu schließen, ein Gespräch zu führen.

„Sprich, Joel," erwiderte der Husar ganz beru-

zigt; „ich that Dir ja nichts zu leide und Du weißt es ja, daß wir aus einem Glase trinken."

Janos war ganz Aufmerksamkeit, ganz Erwartung. Die Einwürfe des Husaren hatten ihn mit Erbitterung und Zorn erfüllt; er hatte sich mit einer nachdrücklichen, thätlichen Demonstration zu Gunsten Kossuth's zurückgehalten und er war begierig zu hören, wie der Jude den elenden Irrthum des Husaren berichtigen würde.

Der Jude nahm das Wort: „Sagt mir, Herr Soldat, fällt ein Tagesbefehl vom Himmel?"

„Was soll das heißen?" erwiderte der Husar. „Ein Tagesbefehl wird von dem Kommandanten angegeben und von den Feldwebeln der verschiedenen Compagnien vorgelesen."

„Wer sind die Kommandanten?" fuhr der Jude fort. „Fürsten, Grafen, die von dem König ausgezeichnet werden, weil sie von adliger Geburt. Sie werden von dem König zu großen Herren gemacht. Der König sagt, daß sie etwas Besseres sind, als unser Einer — was sag ich? — ich wollte sagen, als Einer von Euch; denn als

ein Jude dünkt sich Jeder besser — damit sie wieder sagen, daß der König als ein Besserer geboren wurde, denn alle anderen Menschen, also als der Beste, und daß er von Gott für den Thron bestimmt sei. Der König sagt, daß besseres Blut in den Adern der Adligen sei, und wenn es so faul und verdorben ist, wie das Wasser in unseren Sümpfen, damit die Adligen wieder sagen, daß in den Adern des Königs das beste Blut fließt. Tritt nun so ein Mann auf, wie dieser Lajos Kossuth, der mit seinem geraden Sinn sich denkt: Blut ist Blut, eines wie das andere; der König ist nicht von Gott eingesetzt, sondern von den Menschen, von seinem Volke, und ein Adliger ist nicht besser, und oft weit schlechter, als der gemeinste Mann; das und das ist schlecht und ungerecht, wenn es auch der König befohlen, und gereicht dem Vaterlande zum Schaden, zum Verderben, wenn es auch der König angeordnet; tritt ein Mann auf, wie dieser Lajos Kossuth, der mit seinem geraden Sinn erkennt, daß einem ganzen Volke von dem König und seinen Günstlingen Unrecht geschieht, und der den Muth und die

Tugend hat, dieses Alles auszusprechen: was glaubt Ihr, Ischtwan, ist die Folge davon?"

„Wie magst Du mich fragen, der sich auf diese Dinge nicht versteht?" versetzte kleinlaut der Soldat.

„Die Folge davon ist," nahm wieder der Jude das Wort, „daß der König und seine Günstlinge erschrecken und ergrimmen. Die Kommandanten, Günstlinge des Königs, schreiben lügenhafte Tagesbefehle, damit auch die gemeinen Soldaten gegen den vortrefflichen Mann eingenommen seien, der doch für sie und ihren Vortheil denkt, arbeitet, leidet, damit sie behilflich und nicht störend seien, wenn so ein edler Mann vernichtet, zermalmt, zertreten wird von dem König und seinen Günstlingen. Wißt Ihr nun, Freund Ischtwan, was so ein Tagesbefehl zu bedeuten hat?"

„Ist das so? — das kann nicht sein!" rief der Husar; und der Jude begann wieder:

„Ob es so ist? Glaubt Ihr, Ischtwan, daß Ihr ein Kommandant würdet, wenn Ihr zehn Mal so viel Befähigung dazu hättet, als die öst-

reichischen Generale und Feldmarschälle zusammengenommen, und wenn Ihr dem Vaterlande tausend Mal mehr Dienste leisten könntet, als all die Fürsten und Grafen in rothen Hosen? Gott bewahre! Was Vaterland? was Nutzen? Ein Adliger müßt Ihr sein, dem Könige müßt Ihr dienen und gefallen, dann kommen auch die Avancements im Schlafe, und wenn Ihr so dumm seid, wie das Füllen auf der Pußte. Natürlich auf so einen gewöhnlichen Menschen mit gewöhnlichem Blute in den Adern könnte man sich nicht verlassen, wenn es gälte, die gehörigen Lügen in den Tagesbefehl zu setzen." —

„Joel, was sagt Ihr mir für Dinge? wenn das Alles wahr wäre!" —

„Es ist wahr, ich schwöre es bei dem Gott meiner Väter!" rief der Jude. „Was hätte ich davon, Euch das zu sagen? Mir und meinem Stamme kommt nichts zu Gute dabei, ob der Adel oder das Volk herrscht, wir bleiben verdammt, wie es auch kommt. Gott gab uns statt der Kraft zum Widerstande die Kraft zu tragen und zu trotzen."

„Also das wäre wahr!“ rief der Husar, der im Kampfe mit den Gedanken war, die der Jude in ihm geweckt.

„Wahr, Ischtwan. Ich habe ihn gekannt, diesen Lajos; der ungarische Boden trägt keinen Zweiten mehr, wie er war; so bieder, so edel, so hochherzig, so würdig in jeder Beziehung! — Ich sage: war; denn er ist nicht mehr: sie haben ihn vernichtet. Der herrliche Mann ist verschwunden von der Erde.“ —

„Er ist, er lebt noch!“ rief Janos; „aber freilich ist seine Lage so elend, daß sie weit schlimmer, als der Tod.“

„Wo lebt der Herrliche?“ frug der Jude, ohne zu beachten, von wem die Behauptung ausging.

„In einem grauenhaften Gefängniß auf der Festung Munkacz,“ erwiderte Janos.

„O, schrecklich, schrecklich!“ rief der Jude. „So ein Mann mit so einem Geist, mit so einem Herzen der Verwüstung preisgegeben! ein Mann, der nichts gethan, nichts zu thun gedenkt, als Würdiges, Ausgezeichnetes, so zu Tode gequält!

Pfui, über die Welt, über die Menschen! Ich freue mich der grauen Haare, die mir es anzeigen, daß ich nicht mehr lange Zeit in diesem Aufenthalt voll Elend und Entsetzen fortzuleben brauche. Geht hin, Herr Soldat, beichtet, bereut, thut Buße nach der Vorschrift Eurer Religion, damit Ihr Euch von der Sünde reinigt, die Ihr begangen, indem Ihr auf diesen Mann den Stein geworfen, der tausend und tausendfach mehr werth ist, als wir Alle." —

Der Husar blickte niedergeschlagen und unmuthig, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, vor sich hin; er wußte nicht, was er denken, er wußte nicht, was er sagen sollte; er that einen langen Zug aus dem Glase und rief: „Vater Joel, Du bist ein Mann mit grauen Haaren, gereift durch Leiden und Erfahrungen, denn Du bist ein Jude, und es ist stets schlimm ergangen und ergeht noch schlimm Deinem Stamme. Ich glaube Dir; ich bereue, daß ich den Stein geworfen auf diesen Mann, den Du so hoch verehrst, obgleich er ein Christ, also mitgehört, wie wir Alle, zu Deinen Feinden."

„Er mein Feind?“ rief der Jude, „er den Juden feind? Er kann nicht hassen, was schwach, was unterdrückt ist; er ist ein großer Mensch, sag' ich Euch, nicht blos ein Christ. Ich hab' die Beweise.“

Janos stand auf, ging auf den Juden zu, reichte ihm die Hand und sprach: „Du bist mir werth, wie mein Vater, obgleich Du ein Jude bist, denn Du hältst ihn hoch, den ersten Magyaren.“

„Er hat mit einem meiner Söhne studirt, sie waren Schulfreunde,“ nahm der Jude wieder das Wort. „Mein Sohn hatte Talent; — es ist mit ihm begraben. Gott hat ihn frühzeitig zu sich genommen; es war ein tiefer, herber Schmerz für den Vater, dessen Freude, dessen Hoffnung, dessen Segen er war. Lajos Kossuth hat große Stücke auf ihn gehalten; von allen andern Collegen, von den Professoren selbst ist mein Sohn, weil er ein Jude war, angefeindet worden. Lajos Kossuth aber hat ihn seiner Freundschaft würdig gefunden, sich an ihn geschlossen; denn mein Sohn war gut und hatte Talent — Ruhe seiner Asche!

— und in den Ferien, da hat es Lajos Kossuth nicht verschmäht, mit meinem Sohne in mein Haus zu kommen. Und eines Tages, da hat der Pfarrer von Neustadtl Haß und Verfolgung gegen die Juden gepredigt, weil die Juden das Getreide wohlfeiler verkauften, als er den Ertrag seiner Felder losschlagen wollte, weil ihm also die Juden den Markt verdarben. Er predigte Plünderung, und so ein Gotteswort hat stets Eingang gefunden bei den Christen. Verzeihen Sie mir, meine Herren! Ich muß so sprechen; denn es ist wahr. Große Erbitterung hatte des Pfarrers Wort unter den Bauern erzeugt. Alles war von ihnen zu fürchten. Ein großer, gährender Haufen hatte sich am Abend wie ein Ungewitter gesammelt, Unheil drohend den Juden. Was that der junge Kossuth, damals fast noch ein Knabe und nicht etwa bekannt wie jetzt? Er ging dem Haufen entgegen, stellte sich auf einen Stuhl und redete. — Der Knabe vernichtete den Gottesmann in den Augen des Volkes; er gab ihn der Verachtung preis; er brandmarkte den Pfaffen. Der rohe Haufen jubelte dem

Knaben gerührt, beschämt zu, von edlern Gefühlen fortgerissen, und ging nach Hause. Keine Gewaltthätigkeit ward begangen."

„Eljen Kossuth!" rief Janos und der Husar wie aus einem Munde.

„Eljen Kossuth!" wiederholte der Jude und wischte eine Thräne aus dem Auge. „Gottes Segen auf sein Haupt, Gottes Trost in seine Seele! Denn er muß leiden, weil er so edel ist und für sein unterdrücktes Vaterland einsteht." —

Der Husar wandte sich ab und trocknete unbemerkt sein Auge. Janos scheute weniger die Oeffentlichkeit bei dem Geschäfte.

„Ungarherz!" rief Janos dem Husaren zu, „Du bist echt und kräftig, wie der Wein in unsern Reben. Willst Du es mit mir halten und mir helfen, den edelsten Ungar befreien?"

„Ich will's, beim heiligen Stephan, und so wahr ich ein Sohn Ungarns bin!" rief der Husar, „des Landes, wo die Treue wohnt und die Kraft!" und ein derber Handschlag befestigte die Zusage.

„Du bist der Dritte, Vater Joel," redete Janos den Juden an, und reichte die Hand hin, derselben Antwort gewärtig, wie die des Soldaten war.

„Gott soll ihm helfen!" entgegnete der Jude und zog seine Hand zurück, und Janos sprach zornig:

„„Gott soll ihm helfen"" — ist leicht gesagt, Jude, dazu braucht's keinen Mann von echtem Schrot und Korn, das zu sagen trifft ein altes Weib, ein krankes Kind. „„Gott soll ihm helfen!"" rief, den jüdischen Dialekt nachspottend, der Knabe. „Das kostet Dich freilich keine Anstrengung, keine Opfer. Da sieht man's: Ein Jude bleibt ein Jude. Du bist eben so feig und nichtswürdig, wie die Andern, und zahlst mit Worten, mit einem kläglichen „„Gott soll ihm helfen,"" wo Du Thaten schuldig bist. Lajos Kossuth hat nicht gesagt: „„Gott soll euch helfen,"" als euch von einem wüthenden Haufen Gefahr gedroht; er ist hingegangen, hat sich der Wuth des Haufens entgegengestellt und hat euch gerettet. Worte kannst Du machen, viel

Worte. Da es aber dazu kommt, etwas zu thun, ziehst Du Dich feig und undankbar zurück. Komm, Ischtwan, wir wollen nichts zu thun haben mit einem Juden."

Der Husar war überrascht. „Laß ihn sprechen, Bruder!" rief er, „Du bist zu hart gegen den alten Mann."

„Was gibt's da noch zu sagen? Genug, er will nichts für Kossuth thun," entgegnete Janos.

Der Jude sprang zornig von seinem Platz empor, faßte sich aber sogleich, bekämpfte die heftige Aufregung und setzte sich wieder. Hierauf versetzte er mit zitternder Stimme aber doch gelassen:

„Die grauen Haare an einem Juden sind nicht Ehrfurcht gebietend, das weiß ich schon, und Du, Knabe, hättest wahrlich nicht nöthig gehabt, mir es abermals zu beweisen. Welcher Christ ist nicht schnell bei der Hand, wenn es gilt, von einem Juden schlecht zu denken? Wer wird so verkehrt, so aus der Art sein, der Handlungsweise eines Juden einen andern Grund, als einen unwürdigen unterzulegen? Das ist bald ge-

thun, damit ist man bald fertig, und wozu sollte man sich weiter bemühen, zu überlegen, nachzudenken, ob nicht etwas Anderes dahinter stecke, als eine Gemeinheit, ob nicht gereifte Erfahrung, tiefere Kenntniß der Verhältnisse, klare Betrachtung der Dinge, nothwendige Besonnenheit ihn zu Diesem oder Jenem bestimmen? Wozu das Alles? man ist gleich fertig und sagt: „„der Jude ist ein Schuft, der Jude ist ein Feiger, ein Nichtswürdiger, ein Niederträchtiger, ein Undankbarer.““ Darüber sind die Akten ja längst geschlossen. Gut, so geht, flieht mich, es ist besser. Ihr wollt mit keinem Juden etwas zu thun haben und ich will mit euch Christen nichts zu thun haben, die ihr für den besten Juden nichts habt, als Schimpf und Schmach. Ein Knabe, noch nicht der Ruthe entwachsen, wagt es, einem alten Manne mit grauen Haaren in's Gesicht zu springen, ihn feig und nichtswürdig zu schelten, bevor er noch weiß, was der alte Mann meint und will, blos, weil der alte Mann mit den grauen Haaren ein Jude ist. Pfui, pfui über euch! laßt mich, ich will mit euch nichts zu thun haben.“ Er sprang wieder

auf, schlug mit einer Münze, die er aus der Westentasche zog, an das Glas, um durch den Klang die Wirthin herbeizurufen und seine Zeche zu bezahlen. Der Husar war aufgebracht über den Fremden, er faßte den Juden sanft bei der Hand und sprach:

„Bleibt, Joel, ich bitte Euch darum. Es würde mir weh thun, wenn wir so von einander schieden, nachdem wir so traulich beisammen gesessen und getrunken, und ich habe nichts gesagt, das Euch verletzen könnte, und dieser junge Mann wird seine Uebereilung, das hoffe ich von ihm, wenn er brav ist, auch wieder gut machen."

„Ich bitte Euch um Verzeihung," erklärte Janos, „wenn ich Euch im Eifer Unrecht gethan;" und der wieder besänftigte Jude versetzte:

„Was habt Ihr mir denn gethan, als Unrecht?"

„Hättet Ihr, Joel, den ausgezeichneten Mann leiden sehen, wie ich, hättet Ihr, wie ich, das väterliche Haus heimlich verlassen, Alles, was Euch lieb ist, aufgegeben, um fortzuziehen und

Hilfe zu suchen für den großen Unglücklichen: dann überströmte Euch auch die Galle, dann risse auch Euch, trotz Eures Alters, die Wallung Eures Blutes fort, wenn Ihr auf eine Aufforderung an seinen Freund, daß er für ihn Etwas thue, zur Antwort erhieltet: „„Gott soll ihm helfen.““ — Verzeiht mir also, wenn ich in verzeihlicher Aufwallung Euch Unrecht gethan.“

Der Jude und der Husar betrachteten nun mit der größten Theilnahme, mit dem lebhaftesten Interesse den jungen Mann. Jener vergaß in dem Augenblick die Beleidigung und reichte ihm versöhnt die Hand. Der Husar folgte diesem Beispiele.

„Wer seid Ihr?“ frug der Jude.

„Ich bin der Sohn des Kerkermeisters Michel Leidhold in Munkacz.“

„Ihr habt ihn gesehen?“

„Ich habe ihn gesehen, gehört, mit ihm gesprochen. Ich wollte ihn befreien, er schlug es aus.“

„Warum?“ frug der Husar.

„Weil er sonst Ungarn verlassen müßte, und

er hier, in Ungarn leben, sterben will. „„Die Macht, die mich hält, muß mich freilassen, oder das Volk der Magyaren mich befreien, wenn ich diesen Kerker verlassen soll,““ sprach er. Begreift Ihr nun, daß ich wüthend werden mußte, als Herr Joel sprach: „„Gott soll ihm helfen?““

„Ihr habt mich schlecht verstanden, mein lieber junger Magyar,“ sprach der Jude. „Als ich sagte: „„Gott soll ihm helfen,““ wollte ich damit nicht sagen, daß ich nicht helfen will, sondern, daß ich nicht helfen kann.“

„Jetzt sind unser schon drei,“ wendete Janos ein. „Warum sollten wir nichts ausrichten können?“

„Und wären unser drei Tausend,“ erklärte Joel, „mein Sohn, wir richteten nichts aus gegen diese Regierung, der Millionen zu Gebote stehen.“

Janos senkte niedergeschlagen, betrübt das Haupt; er athmete heftig, so griff ihn diese trostlose Versicherung des Juden an. Er blieb eine Zeitlang seinen Gedanken und Gefühlen über-

lassen, dann brach er das Schweigen mit der Frage:

„Gibt es denn keine Ungarn?"

„Nein!" antwortete der Jude.

Schamröthe übergoß die Wangen des Husaren, das Herz des jungen Mannes erbebte, als diese entschiedene Antwort des alten Juden zu hören war.

„Es muß Ungarn geben," versetzte Janos nach einer sehr langen Pause, „denn Lajos Kossuth sagt: „„Ungarn über Alles!"" Ich gebe mein Vorhaben nicht auf, Vater Joel. Bevor ich umkehre, biete ich Alles auf, was in meinen Kräften steht, Kossuth, den Magyaren, zu retten. Gelingt es dennoch nicht, so hat es Gott nicht gewollt, und ich habe das Meinige gethan. Dann will ich auch kein Ungar mehr sein, und ich bettle mich in ein anderes Land, damit ich das Elend und die Niedrigkeit meines Vaterlandes wenigstens nicht vor Augen habe."

„Es ist schön von Euch, mein lieber, junger Mann," versetzte Joel, „daß Ihr so denkt und so handeln wollet. Ich rede Euch auch nicht ab,

im Gegentheil, ich will Euch rathen und helfen, so gut ich kann."

„So ist es recht, Vater Joel!" rief Janos.

„Das Ende wird lehren, ob es recht ist," versetzte der Jude; „doch nun zur Sache. Was wollt Ihr eigentlich unternehmen? Ein jedes Ding muß seinen Anfang haben. Wohin wollt Ihr Euch wenden, wo wollt Ihr die Sache anfassen?"

„Ganz Ungarn will ich aufbieten," gab Janos zurück, „daß es sich für seinen besten Mann, den sie ihm geraubt, erhebe."

Hierauf erwiderte der Jude: „Wenn Ihr Euch auf die höchste Spitze der Karpathen stellt, und mit der Stimme eines Löwen schreit, hört Euch doch nicht ganz Ungarn. „„Ich will ganz Ungarn aufbieten,"" ist also mir eine Redensart, wenn man nicht weiß, wie, wo, wann."

„Ich ziehe von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und spreche und rufe, bis sie mich hören. Ich klopfe an die Thüren der Reichen wie der Armen, der Großen wie der Geringen, der Mächtigen wie der Schwachen,

der Weltlichen wie der Geistlichen, und rufe Jedem zu: Auf! Sei ein Ungar! Komm und hilf dem Edelsten deiner Brüder!“ —

„Dann werdet Ihr eher müde und heiser,“ äußerte der Jude, „als Ihr nur das Geringste ausrichtet. Ich will Euch etwas vorschlagen. Einige Stunden von hier, auf dem Gute des Herrn Fürsten Palffy, wird heute das große Vermählungsfest des Fräuleins gefeiert. Große Herren und viel Leute aus den verschiedensten Ständen sind geladen, und auch dem Volke ist ein Freudentag gegönnt. Dort wollen wir hin gehen, dort versucht einen Anhang für die Sache zu gewinnen, dort werdet Ihr jedenfalls die rechte Einsicht gewinnen in den Stand der Dinge. — Gott gebe, daß ich Unrecht habe! — Wenn wir jetzt aufbrechen, kommen wir ganz bequem vor Anbruch des Abends an Ort und Stelle.“ —

„Du kannst doch mitgehen, Ischtwan?“ frug Janos den Husaren.

„Ich bin auf Urlaub und vierzehn Tage lang mein eigener Herr,“ versetzte dieser. „Ich bin dabei.“

„Recht. Vielleicht brauchen wir Dich, Bruder; also fort auf den Weg," sprach Janos.

Nach wenigen Minuten hatten die Drei die Schenke verlassen und waren auf dem Wege, den sie der Jude Joel führte. Während der Wanderung ward Alles genau besprochen, und als sie am Ziele ihrer kleinen Reise ankamen, wußte Jeder von ihnen auf's Beste, wie er sich zu benehmen habe. Sie schritten einzeln und von verschiedenen Seiten in das Dorf. So hatte es Joel angegeben, damit sie sich um so besser wechselseitig unterstützen könnten.

Im Dorfe war ein Festtag. Arm und Reich, Jung und Alt wurde auf dem Schlosse bewirthet, war mit geladen zur Freude des Tages. Das war eine Vermählungsfeier, würdig eines so verschwenderischen Magnaten, wie der Fürst Palffy. Die Arbeit ruhte; Kummer und Sorge wurden im Wein ersäuft, beim Klingen der vollen Gläser, bei Musik und Tanz verbannt, vergessen. Vom Schlosse her tönten rauschende Klänge und Freudengeschrei; Janos begab sich verabredeter Maßen dahin. —

Vor dem Eingange in das Schloß war ein großer, freier, von Linden eingefaßter Raum. Hier spielten Zigeuner auf, hier tanzte das Volk beim Klange des Zimbals, der Geige und der Klarinette den Tschardasch.

Wie behende und leicht hebt, springt und windet sich der Bursche, wie anmuthig und flink das Mädel! — Die Klage ringt sich aus der lustigen Weise, eine geheime Wehmuth spricht aus diesem Tanz, es ist das nicht zu erklären. Der Ungar muß oft weinen, wenn er seine lustigsten Weisen singt oder hört. Dem sie aus der Seele kamen, diese Lieder, der muß wohl etwas von seinem tiefsten Schmerz hineingewoben haben, das so traurig stimmt.

Die braunen Zigeuner spielten auf und das Volk tanzte; es flogen die Dirnen, klirrten die Sporen; hei, das ging lustig zu! Janos tanzte mit, Janos war der schönste und schlankeste Bursche von Allen. Er suchte sich die schmuckeste und schlankeste Dirne aus, er schwang sie leicht und behend, wie Keiner im Tanze. Alles bewunderte den fremden Tänzer und die Dirnen beneideten seine

Tänzerin. Es kamen die Burschen zu Janos, begrüßten ihn und tranken ihm zu und Janos leerte Glas auf Glas. Er stieß mit ihnen auf das Wohl Ungarns, auf das Wohl ungarischer Helden an. Glühende Blicke der Mädchen flogen ihm zu, er beachtete sie nicht. Sein Herz hegte ein anderes Begehren, als nach Liebe. Seine Tänzerin, die schmuckeste Dirne, sprach zu ihm:

„Du fremder Mann, ich möchte immer mit Dir tanzen."

„Du bist schön und hold," erwiderte der Jüngling; „gern schau ich Dir in's Angesicht."

„So bleibst Du hier und gehst nicht mehr von dannen?"

„Ich verlasse Dich, Du holdes Mädchen, sobald die Pflicht mich ruft."

„Hat Dich des Zimbals Klang hieher gelockt?"

„Nein, ich folgte einem andern Ruf."

„Die Stunden sind so kurz; komm, laß uns tanzen."

„Mit Freuden schlinge ich meinen Arm um Deinen Leib, Du schöne Tochter Ungarns, mit

dem Auge voll Feuer und dem Herzen voll Liebe."

Sie tanzten wieder nach den Klängen der Musik.

Der Belustigung des Volkes sahen die Vornehmen zu. Sie ließen an diesem Tage den Stolz zur Herablassung werden und athmeten in der ungewohnten, verachteten Sphäre. Alles bewunderte das schöne Paar: Janos und seine Tänzerin. Die Vornehmen klatschten in die Hände, um ihren Beifall zu bezeugen, und als der Tanz ruhte, näherten sich die vornehmen Frauen und Herren dem Paar und sagten ihm viel Schmeichelhaftes über seine Kunstfertigkeit. Das Mädchen wurde schamroth; aber Janos nahm das Lob mit allen Zeichen der Ergebenheit und Unterthänigkeit, der Zerknirrschung hin, obgleich sein Inneres ganz frei blieb von dieser Wirkung. Dahin ging die Weisung des Juden.

Der alte Fürst, der Herr des Gutes, forderte, um seine Unterthanen ganz glücklich zu machen, eine Dirne zum Tanze auf und tanzte mit ihr den ungarischen Nationaltanz. Die Fürstin

tanzte mit einem Burschen. Ein donnerndes „Eljen" begrüßte diese großherrliche Selbstvergessenheit. Die anderen Damen und Herren folgten dem Beispiele.

Die Braut, die Königin des Festes, war auch dabei. Natürlich auch sie war so huldreich und gnädig, mit Einem aus dem Volke zu tanzen. Diese Gnade traf Janos.

Das Fräulein sah mild und freundlich. Aus ihren Augen strahlte Glück und Freude und Janos glaubte, es sei eine günstige Fügung des Schicksals, die er benützen müsse, daß ihn die junge Dame zum Tanze gewählt. Das Fräulein war bald von dem Tanze erschöpft und mußte ausruhen. Janos begann zu sprechen:

„Ihr Angesicht verräth ein gutes Herz, in Ihren Augen ist Etwas, das Vertrauen gewinnt, Sie sind eine Tochter Ungarns und es kann Ihnen auch Großmuth und Edelsinn nicht fern sein. Sie sind so glücklich, Sie wollen gewiß auch glücklich machen!"

Das Fräulein sah verdutzt den Sprecher an:

Ihre Züge, ihr Blick, ihre Geberde sprachen die Frage: „Wo soll das hinaus?“

Janos verstand diesen Ausdruck und fuhr fort:

„Glauben Sie nicht, edles Fräulein, daß ich an dem Ihnen schuldigen Respekt auch nur ein Stäubchen fehlen lasse. Im Gegentheile wird Ihnen meine Bitte beweisen, wie hoch ich Sie achte, wie viel ich Ihnen an Vaterlandsliebe, an edlem Sinn zutraue.“

Das Fräulein zeigte nun Ueberraschung anderer Art, aber kein Wort kam über ihre stolz geschlossenen Lippen. Janos ließ sich durch dieses stolze Schweigen nicht irre machen und fuhr fort:

„Sie haben gewiß, edles Fräulein, den Namen Kossuth gehört.“ —

Die Dame sah den Sprecher mit gesteigerter Ueberraschung, mit großen Augen an, ohne auch nur durch ein Zucken, durch eine Bewegung zu antworten. Janos ließ sich aber auch durch diese hochmüthige Zurückhaltung, die ihn empörte, nicht einschüchtern, sondern fuhr fort:

„Kossuth ist der erste, der würdigste, der größte Magyar, und für diese außerordentlichen Vorzüge muß er wie ein Verbrecher im Kerker schmachten. Sie können ihn, Sie können die Ehre Ungarns retten. Bewegen Sie Ihren Herrn Bräutigam, Ihren Herrn Vater, sich des herrlichen Mannes anzunehmen. Ihr Herr Vater und Ihr Herr Bräutigam sind reich und mächtig. Wenn die anfangen, folgt ganz Ungarn. Kossuth wird befreit und Ungarn mit ihm.“

Das Fräulein machte einen Knix und entfernte sich mit raschen Schritten, ohne ein Wort zu sprechen. Die Musik verstummte für eine Zeit. Der Tanz pausirte, die Herrschaften zogen sich zurück in den Salon. Musikanten und Tänzer labten und stärkten sich zu fernerer Arbeit mit Wein. Wieder tranken die Bursche mit besonderer Beflissenheit dem fremden Tänzer zu, der sich so glänzend hervorgethan und besonderer Auszeichnung der Herrschaft erfreut. Janos benutzte die gesteigerte Stimmung der Bauern, um sie für sein Vorhaben einzunehmen. Er begann von Kossuth und seiner Lage, von seinen Verdiensten

und Vorzügen zu erzählen und setzte auseinander, welches Unrecht die Regierung an diesem Manne begehe; daß dieser es mit dem ungarischen Vaterlande weit besser meine, als der König; daß es die Pflicht eines jeden Ungar sei, für die Befreiung dieses Mannes zu wirken. Aufregung im verschiedenen Sinne zeigte sich unter dem Volke. Einer nahm für, der Andere gegen den Sprecher und seinen Schützling Partei. Die anwesenden Soldaten nahmen sich mit wüthendem Eifer ihres Königs an und brachten ihm Toaste. Janos demonstrirte, von einem Husaren — seinem Verbündeten nämlich — aufs Nachdrücklichste unterstützt, gegen die Soldaten, und gewann sich seinen Anhang. Eine Erbitterung griff um sich, die sich in lauten, heftigen Worten kund gab, und die einen Kampf herbeizuführen drohte. Der wachsende Lärm zeigte, daß der Ausbruch des eigentlichen Streites nicht mehr fern. Schon geriethen die Träger der verschiedenen Meinungen mit harten Reden an einander, schon sah man flammende Blicke und geballte Fäuste: da kam der Fürst, der Herr des

Gutes, herbei. Er gebot Ruhe und sie trat so-
gleich ein. Alles schwieg, aller Streit war be-
schwichtigt. ..

„Nehmt diesen Burschen fest," befahl er hier-
auf, indem er auf Janos deutete. Es geschah.
„Man binde ihn und führe ihn zum Stuhlrichter
und dieser hat ihn festzuhalten, bis das Weitere
über ihn verfügt wird."

Schweigend und streng, wie Sclaven, gehorch-
ten die Bauern ihrem Herrn. Die Dirnen sahen
voll Theilnahme und Rührung den schlanken Tän-
zer gebunden hinwegführen. Einige weinten, so
leid that es ihnen. Aber was halfen die Weiber-
thränen?

Als Janos fortgeführt war, brauste das Fest
weiter, aber die Verschiedenheit der Meinung hatte
eine Spannung unter die Gesellschaft gebracht.
Die allgemeine Eintracht war verloren. Die Dir-
nen ließen Verachtung blicken gegen jene Bursche,
die ihnen im Vergleich mit dem Fremden so un-
männlich vorkamen.

Janos wurde den andern Tag zum Militär
abgestellt. Das einzige Tröstliche bei diesem Vor-

fall war, daß er zu demselben Regiment kam, wie sein Freund, der Husar.

Der Jude Joel hatte einige Bekanntschaften, deren Einfluß auf den Fürsten er in Anspruch zu nehmen vermochte; allein der Sinn des Fürsten blieb diesmal unbeugsam. „Der Bursche geht ja damit um, das Land in Aufruhr zu bringen," gab er auf die Fürbitten zur Antwort. „Er hat es sogar gewagt, sich an meine Tochter zu wenden."

Janos wurde Husar. „Es ist recht so," sagte er zu dem Juden, der ihm sein Bedauern zu erkennen gab, „ich diene dem König; es gibt ja kein Ungarn, den ich dienen könnte. Armer Kossuth! — Du hattest recht, Joel, als Du sagtest: „„Gott soll ihm helfen!"" —

XIII.

Links und rechts.

Das Ansuchen des eingekerkerten Kossuth um Schreibmaterialien und die Bewilligung, diese zu benutzen, gelangte langsam und säumig an das k. k. Polizeipräsidium zu Wien. Dieses fand sich durchaus nicht veranlaßt, mit der Erledigung dieses Gegenstandes zu eilen, und so blieb die Anfrage des Festungskommandanten lange, lange Zeit unbeachtet liegen.

Kossuth im Kerker war nicht gefährlich und wurde leicht von der Wiener Polizei vergessen, die anderweitig ihre Aufmerksamkeit anzuwenden hatte. „Kossuth war versorgt und aufgehoben;" er war nicht mehr in den Augen der Wiener

Polizei, und die Menschlichkeit stand nicht unter den Rubriken, welche die Pflichten der Polizei enthielten. Der Graf Sedlnitzky, der edle Menschenfreund, legte die Anfrage des Festungskommandanten vorläufig ad acta. ..

Nach Monaten, als nach dem Absterben des Kaisers die polizeiliche Thätigkeit das alte ruhige Geleise gewonnen hatte, als die alte, träge östreichische Staatsmaschine wieder in Gang war, so, als hätte sie gar nicht den ersten Maschinisten vertauscht, trafen sich der Staatskanzler und der Polizeipräsident bei einer Hoffestlichkeit.

Jener hatte die hergebrachten Ovationen den verschiedenen Gliedern der kaiserlichen Familie dargebracht und fühlte sich, nachdem das abgeschmackte Geschäft vollbracht war, ermüdet, im höchsten Grade gelangweilt. Die Etiquette erlaubte ihm noch nicht, sich zu entfernen, und er sah sich, wie der Durstige nach einem Brunnen, nach einem Menschen mit einem Gedanken um; und wäre es auch nur mit einem einzigen Gedanken, nach einem Menschen, der sich nicht so unheimlich automatisch an dem Drahte des

Hofceremoniels unbehilflich bewegt. Die fratzenhafte Entstellung des menschlichen Geistes, wenn man es so nennen soll, war ihm heute widrig, unausstehlich. Die Prinzen und Prinzessinnen mit ihrem memorirten Sermon, den er auf seiner diplomatischen Laufbahn schon so schrecklich oft recitiren gehört, machte ihn heute nervös. „Einen Menschen! einen Menschen! einen Feind oder Freund, gleichviel; aber nur einen Menschen mit einem einzigen Gedanken!" murmelte er leise vor sich hin, als er mit forschenden Blicken an den gebückten Hofschranzen vorbei durch den hellen, glänzenden Saal schritt. Er hätte das Einkommen einer Provinz dafür gegeben, die giftigen, ätzenden Worte seiner unbarmherzigen Ehehälfte, die schonungslosen Schmähungen eines Demagogen, die beredten Angriffe eines Revolutionärs in diesem Augenblick hören zu können; „es wäre doch Saft und Mark darin, das wäre doch lebendig und nicht wie die dürren, getrockneten Exemplare aus einem alten Wortherbarium." In dieser Stimmung stieß er auf seinen vielgeliebten Vorsteher der Polizei.

„Nichts Neues, nichts Neues, Graf?“ frug der Staatskanzler lebhaft.

„Kann mit nichts dienen, Ew. Durchlaucht.“

„Gar nichts?“ zürnte der Staatskanzler; „ist denn die Welt gestorben?“

„Ueberall Ruhe und Ordnung,“ versetzte mit zufriedener Genugthuung der Polizeichef.

„Wollte ich doch lieber einen Aufruhr, als diese langweilige Todtenstille,“ murmelte der Kaiser ohne Krone vor sich hin. „Diese Creaturen haben weder Blut noch Leben; es ist nichts mit ihnen anzufangen. Sie unterdrücken sich selber, es ist nicht nöthig, daß es ein Anderer thut; pfui, über das ekelhafte Gezücht!“ Er sah finster drein, während er diesen Monolog hielt oder eigentlich dachte. Der Geselle schwieg ängstlich, er wußte sich diese Mißstimmung seines Meisters nicht zu erklären; sein Herz erbebte, sein ganzes Wesen erzitterte. Wie glücklich war der Furcht wieder, als der Herr durch eine Ideenverkettung dazu gebracht, die Frage an ihn richtete, ob gar nichts weiter von Kossuth berichtet worden sei.

„Der ist in Sicherheit, Ew. Durchlaucht,“ erwiderte ganz vergnügt der Präsident, und nun fiel ihm das halb vergessene Ansuchen des Gefangenen ein und er fügte hinzu: „Der gute Weltstürmer muß sich jetzt schrecklich langweilen. Schon vor mehreren Monaten gelangte an das k. k. Polizeipräsidium von dem Festungskommandanten die Anfrage, ob er der Bitte des Gefangenen um Schreibmaterialien willfahren könne.“

„Sie haben doch bejahend geantwortet?“ frug der Staatskanzler.

Der Präsident sah überrascht den Vorgesetzten an und erklärte, daß er die Sache für zu unbedeutend hielt, um darauf einzugehen, und daß er bis jetzt gar nicht geantwortet habe.

„Es wird dem Gefangenen Schreibmaterial bewilligt, Herr Präsident, und zugleich wird die Weisung ertheilt, daß alle Wachsamkeit auf diese geschriebenen Blätter gewendet werde und daß sie unmittelbar auf dem sichersten Wege an mich zu gelangen haben.“ Mit einer sehr höflichen Verbeugung verließ Metternich, nachdem er gebiete-

rifch diese Worte gesprochen, den Grafen Sedlnitzky.

Nun erhielt die Angelegenheit Kossuth's Schwingen. Die Anfrage des Festungskommandanten wurde plötzlich aus ihrem finstern Versteck hervorgeholt und diesem mit rascher Beflissenheit Antwort ertheilt, welche natürlich dem erwähnten Befehl Metternich's gemäß lautete.

Kossuth nahm diese Begünstigung freudig auf, er dachte bei sich: „Diese Menschen, wie schlecht sie auch sind, haben doch nicht geradezu die Absicht, mich zu martern. Sie haben mich unschädlich gemacht, und das genügt ihnen; sie stehen aber nicht an, mir eine Erleichterung, die ihrem Hauptzweck nicht entgegenläuft, zu verschaffen."

Der edle Mann im Kerker irrte sich diesmal trotz aller Klarheit und Schärfe seines Geistes. Weder Sedlnitzky noch Metternich dachten daran, dem Unglücklichen Erleichterung zu verschaffen. Der Staatskanzler war dem Ansuchen nur deshalb willfährig, weil ihn der Geist Kossuth's interessirte, und weil er sich von der Feder des

Agitators eine pikante Lectüre, eine Art kitzelnden Kunstgenusses versprach. Was dem Geradsinn, der gesunden Logik des Gefangenen entging, das stellte sich bald unwiderleglich als Thatsache dar, daß nämlich die Gestattung der Schreibmaterialien keine Begünstigung war, die einer menschlichen Gutmüthigkeit entsprang.

Er hatte kaum einige Blätter in Form eines Tagebuches vollgeschrieben, als der Festungskommandant in eigener Person in dem Kerker erschien, um dem Gefangenen zu dessen Erstaunen die beschriebenen Blätter abzunehmen.

„Ich bin ein Singvogel im Käfig, ihre Wohlthat ist eine Abscheulichkeit wie ihr Drängen und Verfolgen," dachte Kossuth bei sich. Er mußte, von diesem Vorfall empört, nicht mehr geschrieben oder das Geschriebene sogleich vernichtet haben, denn als der Graf Dippold viel später von Petersburg nach Wien zurückkehrte und das Vertrauen Metternich's in dem Maße gewann, daß ihm die Schlüssel zu den geheimsten Fächern in des Ministers Privatkanzlei zu Gebote standen, fand er nur die folgenden weni-

gen Blätter von Kossuth's Hand geschrieben, und eine Uebersetzung des ungarischen Textes mit hinzugefügten Randglossen, die aus der Feder des Fürsten Metternich geflossen. Der Graf Dippold hatte diese Blätter bei irgend einer Gelegenheit unter einer Masse Schriften gefunden und sie sich von seinem intimen Beschützer ausgebeten, der die Bitte zum Zeichen seines ganz besondern Vertrauens gewährte, die strengste Geheimhaltung dieser Blätter seinem Günstling auflegte und nur um eine Copie derselben ersuchte. Der Graf Dippold hat dieses seltsame Manuscript mit aller Andacht und Pietät verwahrt, als eine Reliquie, als ein theueres, heiliges Andenken an den unglücklichen Freund Kossuth, und sie auch, wie natürlich, geheim gehalten.

Durch die Randglossen Metternich's aufgemuntert und die später eingetretene Veränderung der Verhältnisse benutzend, verwendete er lange nach seiner Rückkunft aus Petersburg all seinen Einfluß, alle nur erdenkliche Mühe bei dem Staatskanzler, um eine Amnestie für die politischen Sträflinge in Ungarn zu erwirken. Die War-

stellung des Grafen, daß die Freilassung des genialen, thätigen, energischen Kossuth erhöhtes politisches Leben in Ungarn zur Folge haben würde, und daß die adelige Gegenpartei des Fürsten, die sich gebildet hatte, und ihre Führerin, die feindliche Erzherzogin Sophie selbst, durch die bedrohliche Gährung, durch die Opposition in Ungarn erschreckt, gezwungen sein würde, bei dem Fürsten Schutz zu suchen gegen den Andrang der Bewegung, der festen, starken, geübten Hand des Staatskanzlers die Zügel der Regierung, das Schicksal der Monarchie zu überlassen; diese innerlich gegründete Vorstellung trug den Sieg über alle Bedenklichkeiten, Rücksichten, Antipathieen des Fürsten Metternich davon und am 12. Mai 1838 wurde Amnestie für alle politischen Verbrecher in Ungarn verkündet.

Die denkwürdigen Blätter aber, welche den Grafen zu dem gewagten, schwierigen Schritt ermuntert, sind zufälliger Weise nachmals in unsere Hände gekommen, und wir halten es für rathsam, sie unsern Lesern mitzutheilen, damit sie den Gegensatz der beiden von uns ge-

schilderten Geister genau zu erfassen, klar zu erkennen im Stande seien, indem diese eigenthümlichen Gedanken eine unmittelbare Wirkung hervorbringen, wie sie durch keine Schilderung, durch keine Charakteristik zu erzielen ist.

(Links sind die Gedanken Kossuth's, rechts die hinzugefügten Bemerkungen Metternich's. Die Nummern zu den einzelnen Sätzen Kossuth's rühren von Metternich her.)

Im Kerker,
den 14. Aug. 1837.

1) Das Bedürfniß ist der Hebel aller Bewegungen.	Und die Grundlage des Stillstands.
2) Wer auf Völker, Familien, Einzelne wirken will, muß auf deren Bedürfniß wirken.	Darum läßt sich das Niedrige eher durchsetzen, als das Hohe, denn dieses ist nur Wenigen ein Bedürfniß.
Durch die verschiedenen Bedürfnisse unterscheiden sich Individuen, wie Völker; wer von Andern eine That, einen Gedanken, eine Erkenntniß verlangt, die blos sein Bedürfniß,	

oder was gleichbedeutend ihm eine Nothwendigkeit dünkt, verrechnet sich, muß sich verrechnen. — — Die Wahrheit an und für sich richtet nichts aus; aber die erkannte Wahrheit thut Wunder, eigentlich die anerkannte Wahrheit, und wenn sie auch ein Irrthum wäre.

3) Das Christenthum hat gesiegt, weil es mit seinen Irrthümern ein Bedürfniß war.

Und weil man es für die gemeine Natur zurecht machte.

4) Revolutionen sind nichts Anderes als die Befriedigung fühlbar gewordener Bedürfnisse.

Das Aufbrausen einer hungerigen, willenlosen Masse.

5) Die Weltgeschichte ist eine Kassandra, man glaubt ihren wahrsten Aussprüchen und Prophezeihungen nicht, und seit Priamus sind viele Fürsten an dieser Ungläubigkeit zu Grunde gegangen.

Geschichte sind Thatsachen und Thatsachen sind Lügen; ihr Ursprung ist ihre Wahrheit, und seit Priamus sind viel mehr Fürsten bei ihrer Ungläubigkeit wohlgefahren, als zu Grunde gegangen.

6) Eine Krone muß wohl auf das Gehirn drücken.

Das thut auch der Hut, die Käppe, die Schlafmütze.

7) Es hat noch keinen Fürsten gegeben, der die Dinge klar zu betrachten im Stande war.

Noch keinen Menschen; die unten stehen irren noch häufiger als die oben.

8) Vermöge der Weltgeschichte, d. h. vermöge der bis jetzt gemachten Erfahrungen, scheint eine gute Regierung unmöglich; eine starke wird *Tyrannei*, eine schwache *Anarchie*.

Anarchie ist *ungeordnete* Tyrannei und ihr die *geordnete* vorzuziehen.

9) Die *Form* einer Regierung ändern, heißt *nichts* ändern, und das Wesen kann sich nur mit dem Volke selbst, mit seinem Charakter, mit gesellschaftlichen Einrichtungen, mit seiner Natur umwandeln.

Die Menschen und ihre Natur ändern sich nicht; sie sind sich zu allen Zeiten und aller Orten gleich; nur die Gebräuche ändern sich; in *England* ist die Masse eben so *hungrig*, *käuflich*, *blind* und *bestechlich* wie in *Rußland*.

10) Das Bedürfniß eines Volkes ist schwer zu *ergründen*, noch schwerer zu *schaffen*, und doch;

liegt in diesen beiden Funktionen das Geheimniß, Völker zu regieren. Kaiser Joseph, der edelste Mann, der je auf einem Throne saß, hat darin gefehlt und sich verrechnet, daß er sich selbst befriedigte, statt an die Befriedigung seiner Völker zu denken.

Ueber das Bedürfniß eines Volkes sind wir im Klaren; wer sie anderswohin als in den Magen verlegt, der irrt und reibt sich auf, wie Kaiser Joseph und die Weltverbesserer.

11) Der König ist unverantwortlich und unverletzlich, was für ein wunderbarer Mensch!

Gar nicht wunderbar! Kein Mächtiger ist verantwortlich, man macht jeden Menschen verantwortlich, sobald man kann, und man hat Recht.

12) Eine Revolution wäre ein Verbrechen, wenn nicht immer das Versinkende, Aufgegebene seine Stützen fände.

Die Revolution ist ein Verbrechen, wenn sie als solches bestraft werden kann.

15. Aug. 1837.

13) Wie dumpf ist es in einem Kerker! wie fern und lautlos geht die Welt an mir vorüber, wenn ich

nach der Größe des Opfers und nach der Selbstvergessenheit beurtheilt würde, müßte man mich einen großen Mann nennen.

Oder einen Thoren!

14) Ein großer Mann muß wirken, nützen. Gehe ich unter, ende ich hier, so bin ich nichts. Menschen, die man vergessen kann, sind unbedeutend. Das Schicksal vernichtet nicht Diejenigen, die es brauchen kann. Märtyrer sind wohl edle, aber keine großen Männer; ihre Schwärmerei reicht weiter als ihre Einsicht, und der Zoll Einsicht fehlt ihnen bis zur eigentlichen Größe.

Ich bin Dein Schicksal, ich lasse Dich untergehen, vergessen, und Du bist kein großer Mann; Dir soll der Zoll Einsicht bis zur eigentlichen Größe fehlen.

15) Hätte ich auf einem andern Wege mein großes Ziel erreichen können, als den ich eingeschlagen, dann war ich ein Thor und verdiene nichts Besseres, als

hier in der Vergessenheit unterzugehen.

16) Das Märtyrerthum lockert den Boden für die That. Nach dem Gekreuzigten kommen die Apostel, nach Huß — Luther, Gustav Adolph.

17) Mein Verstand wird oft muthlos und abtrünnig, mein Herz, — und das bin ich selbst — nie.

18) In dem Treiben der Menschen zeigt sich für den begeisterten Helden viel Gemeines, Abscheuliches, Niedriges; es hat aber seine Berechtigung, weil es menschlich ist. Wer sich davon mit Bitterkeit abwendet, wer sich dadurch abschrecken, mit Haß oder Verachtung gegen die Menschen erfüllen läßt, der war doch nur ein blinder Fanatiker. Wären die Menschen anders, wozu

Und wenn auf keinem Wege, ein zehnfacher Thor.

Die Apostel haben auch noch nicht das letzte Wort. Nach den Aposteln kommen die Bischöfe, die Päpste und die Minister der Fürsten und dergleichen.

Herz? Was hat das drein zu reden?

Seltsame Anschauung, eine geniale Auffassung, die sich gut ausspricht, die

brauchte die Welt von begeisterten Helden? —

dem zu Grunde richtet, die nach ihr handeln.

19) Ich bin hier und muß fürchterlich leiden. Warum? Ich schreibe es auf deine Rechnung, Haus Lothringen.

Schreibe es auf Deine eigene Rechnung, Thor.

20) Würden die Massen das Rechte erkennen, wäre es unnöthig, ihnen vorangehen, sie es erkennen zu lehren. Das Unrecht spekulirt auf diese Unwissenheit, das Recht baut auf seine eigene Allmacht. Es pflegen Beide sich zu verrechnen.

Der Mann versteht unsere Politik.

21) Der Verstand eines Volkes ist seine Tugend.

Ebenso könnte man sagen: Die Herzlichkeit der Schlangen ist ihr Vorzug.

22) Die Tyrannei hat Recht, wie jede Gewalt; auf der Schwäche ruht die Verantwortung. — Das Schlechte greift doch nur so weit, als es kann.

Und mit dieser richtigen Ansicht steht dieser Mann, wo er steht; wirklich wunderbar!

23) Aus jeder Gesellschaft, und somit auch aus der europäischen, kann etwas Rechtes gemacht werden. Ich glaube sogar an eine Regeneration der morgenländischen Völker, nur daß sie ihren Entwickelungsgang langsamer machen. Die Revolutionen sind daselbst nicht auf so kleine Zeiträume zusammengedrängt wie im Abendlande.

Was ist das Rechte?

24) Hätte das Kreuz nicht gesiegt ohne die christlichen Heere, die das blutgetränkte Gotteszeichen nach Osten und Westen trugen? Hätten die Sachsen sich nicht taufen lassen, wenn nicht das siegreiche Schwert Karls des Großen ihren Helden Wittekind zu Boden geschlagen? Nein, der Gedanke braucht die That, wie die That den Gedanken.

Wenn auch das Christenthum, so hätte doch nicht Karl der Große gesiegt.

25) Ein großes Streben findet große Hindernisse, es steht gewöhnlich mit dem Lauf der Dinge im Widerspruch und vereinzelt; ein zweckmäßiges ist mehr werth und richtet mehr aus, als das große. Man muß unten anfangen, wenn man nach oben will; man muß empor klimmen, nicht springen, sonst sinkt man zurück.

Sehr praktisch, sehr tief.

26) Warum ging der Tribun Cola di Rienzi zu Grunde? Weil er eine Republik machen wollte, ohne Republikaner zu haben. Ebenso mußten Brutus und Cassius untergehen, weil sie die letzten Römer waren und Rom erhalten wollten. Cäsar fiel und es kamen die Cäsaren; ein Tyrann verblutete, aber die Tyrannei war nicht zu ver-

Warum ging Ludwig Kossuth zu Grunde? Weil er der einzige, der erste und letzte Ungar war und ein Ungarn stiften wollte.

nichten; sie konnten alle Drei ihr Rom nicht.

27) Die dunkeln Zweifel an der Würdigkeit und Kraft meines Volkes brennen wie zehrende Flammen in meiner Seele. O hörte ich doch wieder die Sprache meines Volkes, die tröstet und ermuthigt mich; denn dann ist es mir, als dächte und fühlte mein Volk wie ich, ich glaube, daß ich von ihm leiden, wünschen, hoffen gelernt, daß ich aus ihm herausgewachsen mit meinem ganzen Wesen, und daß wir unmöglich von einander abweichen können.

28) Mein Leiden wird mir härter durch den Gedanken, daß es meinem Volke zur Last fällt.

29) Mit welchem Uebermaß von Jubel erfüllt mich der Gedanke, daß ich mei=

Die Verblendung ist erblich.

Poetisch=romantische Faselei!

Schon wieder Ueberspannung, schon wieder sogenannter Edelsinn.

inem Volke ein Heiland werden könnte; daß ich vielleicht den Dank meines Ungarvolkes verdienen und hinnehmen werde! Wie lohnend, wie entschädigend für alle erlittenen Schmerzen!

30) Ein Mensch kann nie tyrannisiren; nicht einmal Napoleon konnte das; es tyrannisirt immer das Volk sich selbst: ein Theil des Volkes den andern. Die Franzosen waren müde geworden, sich selbst zu vertreten und zu regieren, und übergaben das Geschäft einem Einzelnen. Nero fand dienstwillige Werkzeuge seines Willens. Kaiser Joseph in dem absolutesten Staat fand sie nicht. — Der Absolutismus ist ein leerer Ausdruck.

31) Ein Einzelner — Tyrann oder Befreier — Geschmacksache! Ich fühle mich durch Einfluß, Macht, Größe, durch mein eigen Wohlergehen entschädigt für den Undank des Volkes. Gott schütze Jeden vor solcher Begriffsverwechselung!

Wir haben Recht! Das Volk will und braucht ein Joch; es gehorcht eher einem Nero, als einem Joseph. Der Absolutismus ist ein leerer Ausdruck? — Gewiß; man sollte Diplomatie dafür sagen. Wir herrschen nicht unbedingt, aber wir verstehen gute Bedingungen zu erlangen.

gilt nur dann etwas, wenn er die Idee einer großen Gesammtheit vertritt.

32) Christus wurde, da seine Idee nicht Wurzel gefaßt hatte, gekreuzigt, und als sie Wurzel faßte, vergöttert. Viele Helden machen den umgekehrten Weg und werden zuerst vergöttert und dann gekreuzigt. Die französische Revolution, ohne der andern Fälle zu gedenken, liefert der Beispiele genug. Die großen Menschen steigen und fallen, leben und sterben mit ihren Gedanken.

33) Der Schmerz der Einsamkeit und Verlassenheit dringt mit seinem scharfen, giftigen Stachel in meine Seele; ich bin tief, tief betrübt und in meinem wüsten Kopfe finde ich keinen Gedanken, der mich auf-

Darum gibt es so wenig glückliche Befreier und so viele glückliche Tyrannen.

Ein Kluger, der eben kein Held ist, wird weder gekreuzigt noch vergöttert; lebt sehr glücklich und regiert die Welt.

zurichten vermag. — Wo nehme ich Hoffnung her, wo Stärke und Muth?

34) Ich bin doch nur ein schwacher Mensch, und tauge vielleicht nicht für die riesige Aufgabe, die ich mir gestellt. Das wäre schrecklich, entsetzlich, wenn es ein zürnender, höhnender Gott gewesen wäre, der den großen Entschluß in ein kleines Herz gelegt! Ist das wohl möglich? Dieser Zweifel ist so herb, wie das herbste Leid. — Das Unglück hat sein reiches, fürstliches Gefolge, wie das Glück. In der Nacht sieht man nicht die Blumen blühen, hört nicht die Vögel singen, im Winter dorrt selbst die Hoffnung und der Muth und Kerker ist weit, weit schlimmer als Nacht und Winter, schlimmer als jedes Uebel. Drum fest

Armes, verblendetes Kind!

gehalten an dem schönen Glauben.

35) Der Fürst Metternich versteht vortrefflich zu foltern, die Lothringer können sich auf ihn verlassen.

36) Selbst, wenn ich Dein gedenke, Therese, geschieht es mit Schmerz und Bangen, als wärst Du ein verlornes Gut, ein entschwundenes Glück! Ich verlange nicht, ich will nicht, daß Du verwittwet bleibst meinetwegen, daß Du Deine reizende, blühende Jugend von meinem wilden, hinbrausenden Schicksal schleifen lässest; ich will es nicht und doch kann ich den bittern Gedanken nicht ertragen, daß Du von mir lassen könntest, daß ich ohne Dich bliebe im Elend wie im Glück! Dein Besitz wie Dein Ver-

Wie sonderbar muß es in diesem Manne zugehen!

Er hält mich blos für ein Werkzeug des Kaiserhauses!

lust thut mir namenlos weh, Du vermehrst meine Qualen, statt mich zu trösten.

37) Therese, ich habe Dich und meine Liebe nicht etwa freiwillig geopfert. Ihr tretet in den Hintergrund, ihr verschwindet fast, so wie Ungarn an mich herantritt; ich habe keine Schuld und kein Verdienst bei dieser Verleugnung.

38) Daß ich der armen Mutter, daß ich Theresen mich entziehe, wäre zu hart, wenn ich es umsonst gethan hätte. Umsonst! das ist das Gift in dem bittern Trank.

39) Es ist ein Gott in jeder Handlung, der sie lenkt.

40) Wenn ich mir ein trauliches Leben in Vereinigung mit Theresen und meiner Mutter denke, in stiller, friedlicher Zurückgezo-

Sehr verliebt, fast zu sehr für einen Staatsmann!

Ob das Wahrheit ist oder ob der Mann sich in die Lüge und Täuschung hineinwühlt? Eigentlich beweisen beide Fälle eine ganz besondere Disposition, eine eigene Organisation.

Umsonst.

Ein Teufel ist auch ein Gott.

genheit, bürgerlich begrenzt, bürgerlich beglückt und gesegnet, ohne Wünsche, die über das Haus und die Familie hinwegschweifen, ohne Theilnahme, ohne die unmittelbarste, glühendste Theilnahme für das große, weite Ungarn, für das große, edle, mächtige Volk der Magyaren; fühle ich, wie tief ich dieses Leben verachte, wie leicht und gern ich es eintauschen würde gegen das Leben voll Noth und Drangsal, das würdiger und ehrenvoller; dann fühle ich, daß ich diesen heimlichen, traulichen Segen weder selbst genießen noch Andere genießen machen könnte; dann fühle ich recht, daß der Ruf, der so oft aus meinem Munde scholl: „Ungarn über Alles!" aus meiner tiefsten, innersten Seele kommt.

Ich fühle, daß ich das mir Theuerste auf Erden, wie mich selbst, für Ungarn verbluten lassen kann.

41) Therese! Mutter! Ihr könnt nur so mich haben oder gar nicht; ich habe euch nichts entzogen.

42) Es ist fürchterlich, so zu leiden, wie ich hier leide; und doch habe ich keinen Grund zu klagen; es wäre denn über mich selbst, denn ich bin mein Schicksal.

43) Könnte ich mir die Zukunft verbriefen, ich wäre zufrieden mit mir und mit Allem.

44) An meinem Körper nagt das dumpfe Grauen des Kerkers; Gott bewahre meinen Geist davor!

So ein Patriot wird wohl, wie ein Poet geboren (nascitur!).

Eine höchst geistreiche, scharfsinnige Entschuldigung.

Viel Dünkel, viel Selbstvertrauen. Was bin ich?

Es wandelt mich fast an, diesem Menschen seine Zukunft zu schenken.

Ich bereue fast die Härte; er ist doch mehr werth, er ist doch interessanter, als all die Andern, die frei umhergehen ansehnlich und reich und von denen man nichts gewinnen kann, als Langeweile.

45) Ich zittere vor einer geistigen Erschlaffung! Weh mir, wenn ich aufhörte, *ich* zu sein, wenn ich auf meinem *eigenen Grab* trauern müßte!

Dieser unglückselige Magyar liefert anziehendere Lectüre als unsere deutschen Schriftsteller. Man muß sich bei dem Allen etwas denken, man muß *Theil nehmen* an dieser *Erscheinung.*

46) Eine unglückliche Lage, aus der man sich doch *nicht* reißen *will* und in welcher die Hoffnung auf Selbstbefreiung *genommen* bleibt, ist entsetzlich, wie keine.

Nicht *will?* Nicht *kann* ist der bessere Ausdruck.

47) O könntest Du Deine Hand auf meine heiße Stirn legen, Therese! aber ohne die Schauer des Kerkers mit mir zu theilen, denn sonst wäre ich doppelt verurtheilt, zweifach gefoltert.

Rührend fast diese Großmuth.

48) Ein glückliches, freies, starkes Ungarn, ich sein freier, glücklicher, geehrter Bürger und Du, The-

rese, mein — o schöner blühender Traum, schöner als der Traum vom Paradiese. Warum ist deine Erfüllung so fern, so unendlich fern? Doch bist du willkommen; denn du bewahrst vor Verzweiflung.

49) Therese, Du bist die Beleuchtung meines Glücks; es wird reizend, angenehm für das menschliche Herz durch Dich. Ich brauche euch Alle, heitere Gedanken; denn schauerliches Dunkel droht meine Seele zu umhüllen.

17. August 1837.

50) Die Ueberzeugung ist peinigend für mich, daß meine Stelle in der Welt ausgefüllt ist, daß mein Verschwinden keine Lücke zurückgelassen; ich bin eigentlich todt und vergessen.

Das Träumen taugt nichts, es verwirrt nur. Hat dieser Mensch nicht Wünsche und Gedanken, als säße ich im Kerker und er in der Staatskanzlei oder eigentlich in der That auf dem Throne?

Man sollte ihn eigentlich frei lassen.

Er täuscht sich doch nicht über die wahre Sachlage.

51) Warum sind meine *Feinde* in der *Feindschaft* viel heftiger, als meine *Freunde* in der *Freundschaft*? Etwa weil jene mehr Schaden, als diese Nutzen von meinem Wirken erwarten?

Weil man wahre Feinde, aber nie wahre Freunde findet.

52) Wenn das Ehrgeiz heißt *fortleben* zu wollen in dem *Herzen*, in dem *Andenken* seines Volkes und durch *Thaten* und *Worte* ein *Recht* zu gewinnen, darin fortzuleben, dann hatten meine Feinde Recht, als sie mir Ehrgeiz vorwarfen. — Die Ehre meines Landes ist auch die meinige, ich strebe mit dem glühendsten Eifer nach dieser Ehre.

Dergleichen wird verkannt; wer sollte das voraussetzen? Wer sich von Mächtigen heben läßt, bringt es hoch und findet Neider aber keine Feinde. Daß dieser tiefdringende Geist *darauf* nicht kommt!

53) Jeder Kampf für das Recht, wo immer gekämpft, kommt der ganzen Welt zu Gute, wenn nicht den Sieg,

Was ist *Recht*, was heißt *zu Gute kommen*?

trägt er seinen Gedanken weithin.

54) Wenn einmal Ungarn sich erhebt gegen die Anmaßungen einer unberechtigten Gewalt, so wird sich die civilisirte Welt unmittelbar an den Vortheilen dieses Kampfes betheiligen; denn es gilt dann dem Sturze Oestreichs, der Entthronung der Lothringer.

55) Oestreich ist eine Nothwendigkeit, so lange es ist; hört es auf, so hört es auch auf, eine Nothwendigkeit zu sein. Mit der Hoffnung auf eine große Erhebung, auf eine große, geistige Entwickelung, auf einen günstigen Umschwung in Europa ist die Hoffnung auf die Zertrümmerung Oestreichs eng verbunden. Das nächste Resultat einer tiefeingreifenden Umwäl-

Wir legen's verschieden aus. Der Satz selbst ist wahr. „Sturz Oestreichs, Entthronung der Lothringer" — so viel Blut hat ganz Ungarn nicht, als es kosten würde, das durchzusetzen. Die Habsburger opfern eine Welt für sich und für ihren Fortbestand und sie haben eine Welt hinter sich, die zu Grunde gehen muß, bevor dieser Stamm fällt.

Wie rasch wird in so einem Kerker das Widerstrebende zusammen geleimt,

zung, Erhebung in Europa, die doch unleugbar bevorsteht, ist ein *ganzes* Deutschland, ein *ganzes* Italien, ein *ganzes* Polen; folglich das Aufhören Oestreichs.

das eng Verbundene auseinander gerissen. Welch ein scharf eindringender *Verstand*, und welche *Vornirtheit* zugleich in diesem Manne vereinigt!

56) In Ungarn ist der Mittelpunkt der Existenz und der Keim der Vernichtung für Oestreich.

Möglich; aber dieser Mittelpunkt hat wieder einen und dieser befindet sich in der Dynastie.

57) Wäre Ungarn ein Land von einem Stamm mit *einer* Sprache, *einer* Gesittung bewohnt, dann wäre es wie Frankreich der ganzen Welt gegenüber unbesiegbar.

Aber ohne diese Bedingung kann es von einem Kinde im Zaume gehalten werden.

58) Man muß ein *einiges* Ungarn durch *Gewalt*, durch *alle möglichen Mittel* schaffen.

Auch wenn man nicht kann?

59) Wenn noch Zeit genug zu diesem Werke bleibt, ist es auszuführen.

Wie? wenn von Innen und von Außen Widerstand geleistet wird? Man arbeitet durch dieses Unternehmen nur der östreichischen Regierung in die Hände.

60) Schonung und Schonungslosigkeit zu rechter Zeit, sind die zwei mächtigen Hebel in der Hand eines Staatslenkers.

Wer schonen muß, wo er schonungslos sein möchte, der lenkt nicht mehr, sondern wird gelenkt.

61) Die Tyrannei ist möglich und erlaubt, wo sie nothwendig ist.

Immer.

62) Der Verrath im eigenen Hause, wenn er gelingt, ist kein zufälliges Unglück, sondern durch natürliche Ursachen begründet und bedingt. Ottokar, Wallenstein, Napoleon waren entwurzelt, bevor sie verrathen wurden; sie lehnten sich an lockere Stützen und mußten fallen. Ludwig XVI. und sein Hofstaat wurde immerfort verrathen; sie bemühten sich fortwährend, aber es gelang ihnen nicht, ein Gleiches zu thun; er und die Idee, die ihn hielt, waren

Mit dieser klaren, tiefen Betrachtung kann er noch

todt mit dem Anfang der Revolution; die Hebel brachen in seiner Hand.

dran denken, daß die östreichische Dynastie gestürzt würde.

63) Auf Rechnung des Zufalls kann man in der Weltgeschichte nichts schreiben; ein Ereigniß kann zufällig scheinen; aber seine Wichtigkeit und sein Einfluß, seine Wirkung gehet aus der natürlichen Entwickelung, aus dem natürlichen Zusammenhang hervor.

Sehr klar, sehr tief.

64) Nur die welken Blätter und faulen Früchte fallen von den Bäumen. —

Und doch bemüht er sich, grüne, gesunde Blätter und Früchte abzuschütteln.

65) Die Niederlage eines Volkes ist kein Unglück, sondern eine Schuld.

Gewiß.

66) Die Theilung Polens ist eine Anklage gegen Polen und nicht gegen die drei Großmächte.

Hier kommen wir zusammen.

67) Polens Schicksal

Umgekehrt, die bestehende

muß ein Memento mori für Ungarn sein.

Theilung bürgt für den Zusammenhang, wie wir ihn haben wollen, verbürgt ein Oestreich.

68) *Ausgleichung* der feindseligen Elemente ist die erste, dringendste Pflicht der ungarischen Patrioten.

Die Nichtpatrioten gehören aber auch dazu.

69) Der unterdrückte Theil eines Volkes nimmt selten viel Antheil an dem Wohl und Weh des Staates. Unterdrückung ist somit eine Schwächung der Völkerkraft, ein Verbrechen gegen das gesammte Vaterland. Ein Volk, das *frei* sein will, muß die *Gleichheit* vor dem Gesetz so viel als möglich ausbilden. Von einem Sieger ist Strenge und Grausamkeit *unnöthig*, von einem Besiegten *unmöglich*.

Die Kraft des unterdrückenden Theils besteht aus der Summe der eigenen und der unterdrückten; es wird dabei eher gewonnen als verloren.

70) Im Kampfe *Uner-*

bittlichkeit, nach errungenem Siege die größte Milde wäre mein Grundsatz.

Privatansicht!

71) Die Despotie hat von jeher durch Entsetzen wirken wollen. Unnöthige Greuelthaten! So lange eine Macht Schreckliches üben kann, hat sie es nicht von Nöthen; so wie sie es nöthig hat, kann sie es nicht mehr.

Man muß selbst Despot sein, um hierüber sprechen zu können; so ein Volksmann hat von dergleichen Nothwendigkeit keinen Begriff; eine wirkliche Herrschaft kann sich eher Alles, als eine Schwäche zu Schulden kommen lassen.

72) Eine Regierung kann viel mehr durch Verzeihung als durch Rache ausrichten. Im Hause Habsburg herrscht die umgekehrte Ansicht; das „vae victis" wird einst sie selber treffen.

In der Comödie gilt der erste Satz, im wirklichen Leben wird durch Verzeihung und Milde einer Regierung der Uebermuth genährt. Das Haus Habsburg versteht das, wie es hinreichend bewiesen hat, besser als Kossuth. Das vae victis trifft jeden Besiegten: Ludwig XVI. wie Napoleon, den Milden wie den Starken.

73) Wie viel Blut ungarischer Söhne hat dieser Stamm vergossen und Ungarn beugt den stolzen Nacken unter das Joch dieser blutigen Unterdrücker. Unglaublich!

Und dennoch wahr.

18. August 1837.

74) Ungarn hat von der Natur Alles, was es braucht und mehr noch, um selbstständig zu sein.

Nur nicht den W i l l e n, nur nicht die K r a f t.

75) Die Industrie ist bald erweitert, sobald ihr von einer Regierung Vorschub geleistet, Lohn ertheilt wird.

Ja, von der R e g i e r u n g.

76) Aus Ungarn ist, vermöge der Tugend Einfachheit, Bildungsfähigkeit und Empfänglichkeit des Volkes, Alles zu machen.

Auch was es eben ist.

77) In einem constitutionellen Staate ist entweder der König oder der Staat ein Luxusartikel.

Meine Ansicht auch die seinige; was will er also aus Ungarn machen?

78) Die Königin von England gemahnt mich immer an die Figuren, die man auf Torten, Thürme, Dachgiebeln sieht, die man zur Verzierung für theures Geld dahinstellt, Luxus, nichts als Luxus!

Selbst die Engländer lieben diesen Luxus.

79) Ein Staat, der zwei Kammern hat, ist kein einiger.

Aber ein Staat, der keine Kammern hat, ist ein einiger.

80) Ein Volk, das patriotisch ist, ist auch, wo es am Nothwendigsten ist, einig und stark.

Weit öfter für den König gegen das Vaterland, als für das Vaterland gegen den König.

81) Die Souveränität des Volkes zu dekretiren und zu proklamiren ist von Ueberfluß, weil in dem absolutesten Staat die Mehrheit des Volkes herrscht. Ob sie durch eine geschickte Politik in Prätorianer, Janitscharen, Grenadiere umgewandelt wird, bleibt sich gleich.

In Prätorianer, Janitscharen, Grenadiere oder sonst dienstwillige Sklaven — bleibt sich gleich.

82) Ein Volk, das sich tyrannisiren läßt, ist entweder in der Dummheit oder Niederträchtigkeit oder in Beiden versunken. Es ist eine große Frage, aus welchem dieser beiden Abgründe es leichter zu reißen ist.

Diese beiden Elemente sind die Grundmischung des Bodens, auf dem die Völker wachsen, von dem sie nie losgerissen werden können.

83) Der unterdrückte Theil eines despotischen Staates erduldet zum wenigsten dieselbe Schmach, wie ein von Außen unterjochtes Volk.

Der Titel macht sehr viel bei einem Werk.

84) Durch die Aufklärung eines Volkes kommt seine Freiheit; wie aber ist die Aufklärung zu bringen? Man bricht leichter Ketten, als Vorurtheile und Irrthümer.

Der Mann macht sich eigentlich doch keine Illusionen.

85) Nichts in der Welt ist so mißbraucht und mißhandelt worden, als das Christenthum; die Menschen haben seinen Segen in

Fluch, sein Heil in Verderben verwandelt; es war die Höhe des menschlichen Geistes und bezeichnet seine Tiefen. Das Christenthum sollte eine *Befreiung* sein und wurde zur schlimmsten *Unterjochung* entstellt. Wahrlich, ein grauenhaftes *Meisterstück* des menschlichen Talents; ein warnender, gellender Ruf durch die Weltgeschichte, *daß Wahrheit und Recht Kämpfer und Vertheidiger brauchen, daß ihr Sieg nicht gewiß.* —

86) Der Mißbrauch der Freiheit ist viel leichter, als der rechte Gebrauch. Wie mächtig ist der Mensch, da er sogar der Natur zu spotten, sie zu verdrehen, entstellen, verkrüppeln vermag.

87) Das Christenthum,

Er sieht das Schreckliche und es erschreckt ihn nicht; er will mehr ausrichten als Christus mit seinem Christenthume; man muß sich wahrhaftig in Acht nehmen, um nicht *Achtung* vor diesen Menschen zu haben.

Es gibt in der Gesellschaft keine Freiheit; es gibt nur Herrschaft und Dienstbarkeit. Wer nicht *herrscht, dient*; wer nicht *dient, herrscht.*

Wer hat also durch den

das hohe, heilige wurde gegen die Natur zu Felde geführt; die entsetzlichste Versündigung an Beiden.

Opfertod Christi gewonnen? Der überlegene Verstand. Nur der zieht aus Allem Nutzen; der sogenannte Edelmuth verliert ewig.

88) Pfaffen und Höflinge haben Christus zu einem Narren gestempelt und den lieben Herr Gott zu einem Büttel degradirt.

Wohl! und so wird es immer geschehen.

89) Schon das Bestehen der Verhältnisse ist ihre Stütze.

Darauf gründet sich das historische Recht. Es gehört viel dazu eine Revolution zu machen.

90) Für die Verwandlungen auf der Weltbühne ist noch keine Maschinerie erfunden, die sie rasch und leicht ohne Krisen und Kämpfe bewerkstelligt; es bedarf der Revolution. Kein Bestehendes gibt sein Recht freiwillig auf.

Entweder Revolution, oder Fortbestand der Dinge; es gibt kein drittes. Die Reform ist ein Wort; nichts weiter.

91) Welcher Mensch reißt aus seinem Herzen eine Ueberzeugung, wie irrig sie

auch sein mag, ohne Kraftaufwand, ohne Anstrengung, ohne Schmerz, ohne Verlust!

92) Die demokratische Doctrin, wie man sie in modernen Büchern, auf modernen Zungen täglich findet, und die wegen ihrer innern Wahrheit, plötzlich ohne den geringsten Abzug zur Geltung gebracht werden soll, bezeichnet das Ziel, nach dem gerungen werden muß, aber gewiß nicht die nächste Station auf dem Wege zu diesem Ziele.

93) Beim Schachspiele zieht man Stellung, Zahl, Beschaffenheit der wirksamen Figuren zu Rathe; in der Politik sollte man weniger umsichtig sein?

Die wesentliche Veränderung, sie mag von oben oder von unten kommen, erfordert Kampf.

Es ist ein gefährlicher Kopf, der all diese Gedanken denkt.

Der könnte leicht gut machen, was die Andern seiner Partei verderben; es steckt unendlich viel in diesem Menschen; ich kann mich einer ganz besondern Theilnahme für ihn unmöglich erwehren.

94) Man kann nicht aus jedem Volke einen nordamerikanischen Staat konstruiren und es ist auch nicht nöthig, daß man's thue. Man kann überhaupt nicht Staaten nach Schablonen organisiren; kann man doch nicht Schach nach einem vorgezeichneten Muster spielen.

Wenn man die Klarheit in dem Kopfe dieses Menschen betrachtet, sollte man glauben, er müsse was ausrichten können; doch verdirbt er Alles durch einen heftigen Fanatismus, durch blinde Leidenschaft; er hat nicht die Fehler der andern Demagogen; aber er hat seine e i g e n e n.

95) Ein Staatsmann, der einen Sprung macht, statt vorwärts zu g e h e n, bricht den Hals.

Stehen bleiben ist das S i c h e r s t e.

96) Ungarn muß vor Allem seine bedrohte Nationalität sicher stellen. Wollte man daselbst mit demokratischen Institutionen anfangen, richtete man das Land zu Grunde, weil man es gänzlich auflöste. Man machte die Kluft der zwei Parteien im Innern unausfüllbar.

Wäre gegen mich überhaupt etwas auszurichten, so könnte es nur nach dem Kopfe dieses Mannes geschehen. Es ärgert mich fast, daß ich ihn erdrücken muß.

97) Die Aufgabe eines Einflußreichen in Ungarn wäre, die Aristokratie zu so viel freiwilligen Conzessionen zu bewegen, als nothwendig sind und hinreichen, die gedrückten Klassen ihr näher zu bringen; selbst bewußt, dankbar, muthiger zu machen. Man müßte dem niedern Volke so viel Hintansetzung lassen, als erforderlich, den Einfluß des intelligentern, kühnern, patriotischen Adels auf die untern Klassen zu erhalten; daraus erwüchse E i n i g k e i t, K r a f t des Landes und die Fähigkeit zu jedem Angriff, zu jedem Widerstande. Erst wenn das Land sich selbst angehört, kann mit der Zeit der Stolz und das Uebergewicht des Magnatenthums gebrochen werden; vorausgesetzt, daß aus der G e m e i n-

samkeit der Mühe und Arbeit nicht die *Gleichheit von selbst* erwüchse, was von so edeln Naturen, wie sie im ungarischen Volke zu finden, mehr als möglich. Erst wenn jeder Ungar gezeigt hätte, daß er werth ist, ein Ungar zu sein, könnte und müßte die *Gleichheit* proklamirt werden.

Welche Mischung von klarer Auffassung, von tiefem Eindringen in die Verhältnisse, von praktischem Scharfblick mit blinder Schwärmerei, mit ausschweifender Phantasie, mit einem wilden, zügellosen Fanatismus, mit kühn vertretenen Täuschungen. Sehr merkwürdig! Ich kann den Menschen doch nicht verachten.

98) Der Terrorismus während des Kampfes ist *unerläßlich*, nach dem Kampfe ist er *unnütz*, sogar *schädlich*.

Mag sein; aber unser Kampf hört nie auf!

99) Die *Entmuthigung ist keinem Manne erlaubt*, wie die Dinge auch kommen mögen.

Kein übles Gesetz.

100) Ich verachte diejenigen, welche auf Durchführung ihrer Ideen unbeugsam bestehen, und

Man darf eher umkeh-

wenn ihnen die Unmöglichkeit derselben einleuchtet, den Kampf aufgeben und die Fahne verlassen, als wäre nichts Anderes zu gewinnen, als was sie gewollt.

101) Verschiedene Wege führen zu einem Ziele; ein Staatsmann hat oft nöthig, verschiedene einzuschlagen.

102) Ich würde die heilige Sache meines Volkes, meines Landes nie aufgeben, wenn ganz Ungarn eine Wüste — und ich der letzte Mann in Ungarn wäre.

103) Ich weiß kaum etwas, das ich für mein Land und mein Volk nicht thäte.

104) Die Qualen der Hölle können unmöglich so verzehrend sein, als mir

ren als gänzlich unthätig bleiben, eher anders wohin wirken, als sich selbst aufgeben. Hierin irrt dieser Mann offenbar; man darf eine Fahne verlassen, wenn man einer Andern folgt.

Beim Himmel, dieser Tugendheld ist kein Pedant!

Das glaube ich, das sieht ihm ähnlich; wenn er auch nicht der letzte Mann in Ungarn, so ist er doch der Einzige, und er wagte Alles.

Also auch ein Verbrechen begingen Sie für Ihre, wie Sie es nennen, großen Zwecke? Das bringt uns näher.

Diese Liebe zum Vaterlande, also zu einer vagen Idee ist mir bei einem

die, mein Volk erniedrigt, entwürdigt zu sehen.

Manne von klarem Verstande wie Kossuth, unerklärlich.

105) Ein abscheuliches Institut, vermöge dem ein Glas Wein zu viel getrunken, die Unverdaulichkeit einer Speise, eine schlaflose Nacht von Einfluß auf das Geschick von Millionen sein kann.

Ich sehe ein, daß das einen solchen Mann geniren muß.

19. Aug. 1837.

106) Es ist Nacht in meiner Seele, ich fühle die Vernichtung. Umsonst mein Bemühen, an schöne Träume mich zu hängen. Kein Gedanke regt sich in dem wüsten Kopfe; ich kann nur leiden, leiden, hilflos, trostlos. Gott schütze meinen Muth und meine Kraft!

Thor, erkennst Du Deine Ohnmacht?

107) Wer befreit mich von dem Druck, der auf Herz und Seele lastet? Ich fühle keine Liebe, keine Be-

geisterung. Gott, wenn sie verlöschen, wenn sie untergingen in diesem Jammer und Elend, dann bliebe ja von mir nichts übrig als der Leichnam. Mein Gott, laß mich sterben mit meiner Liebe und Begeisterung.

108) Unheilvolles Schicksal! Ich kann nichts thun als fluchen und beten, und bin doch ein Mann.

20. Aug. 1837.

109) Daß ein Mensch doch immer und immer seinen Stimmungen unterworfen ist! Doch die Stimmung ist eigentlich der Mensch selbst.

110) Wie freue ich mich des schönen Tages, da ich hinaustreten werde in die freie, offene Welt, ein Erlöster, vielleicht ein Erlösender! Ich werde dann

Seine Träume sind eben nichts als Träume; er will befreien und bedarf selbst der Befreiung; er will helfen und ist hilflos. Was taugt dieser Heldenmuth? Nichts.

Er wird durch mich noch zum Pietisten.

Er ist gewiß wieder lustiger, hoffnungsvoller geworden: es muß ein ungeheueres Wogen, ein Steigen und Fallen in der Strömung dieser Gedanken sein.

Wann kommt dieser Tag, mein Herr? Wissen Sie es

wieder anfangen, mich in den alten, abgerissenen Zusammenhang mit Personen, Dingen und Verhältnissen hineinzuweben.

111) Wie schön wird es sein, wenn ich wieder höre und gehört werde, sehe und gesehen werde, wenn ich wieder von Freunden und Feinden, von Liebe und Haß, von Freud und Leid, von den Wechselfällen des Lebens umgeben bin, in Athem erhalten, fortwährend beschäftigt, statt wie hier in dem dumpfen, hohlen Einerlei zu verschmachten! Der Tag wird kommen. In meinem Herzen lebt der Glaube; meine Ahnung täuscht mich nicht.

112) Ich werde dich wiedersehen, mein Ungarn, Dich, meine Therese, Dich, meine Mutter! Ich werde euch grüßen, ein Befreiter; nicht, daß nur meine Hand den Riegel an der Thür Ihres Kerkers wegschieben oder auf ewig zugeschoben lassen kann?

Der Mann ist ein großer Meister im Hoffen.

ihr werdet mich vergessen machen, was ich gelitten.

Ich zweifle daran.

113) Ungarn, du bist in meiner Schuld. Du mußt bezahlen, wenn du ehrlich bist. Ein drängender Gläubiger werde ich mit meinem Schuldbrief kommen dereinst; weh dir, Ungarn, weh uns Allen, wenn du unehrlich bist!

Ein Land zahlt selten seine Schulden.

114) Ich will nichts hier ertödten lassen an mir, wie sehr schlau und geschickt sie es auch darauf angelegt haben. Ein ganzer, vollständiger Mann mit der ganzen Liebe, mit dem ganzen Haß will ich von hier gehen, wie ich hierher gekommen. Nichts soll an mir fehlen.

Ein ganzer, vollständiger Mann will er von hier gehen: er hat sich's gut vorgenommen. — Wir wollen sehen, ob es so auszuführen ist.

115) Durch mein Freudengeschrei, durch meinen Schmerzensruf werde ich die Herzen erschüttern.

Wenn Sie bei Stimme sind, mein Freund!

116) Ungarn hat das Recht, die Kraft, die Fähigkeit, frei, unabhängig zu sein.

Das wäre abgemachte Sache? Ich glaube, daß der Kerker auf das Gehirn dieses Mannes drückt.

117) Wird ein Ungar ruhig bleiben können, wenn es durch das Land hintönt: „Das Vaterland ist in Gefahr?"

Ich werde diese Probe verhindern.

118) Die Despotie muß fortwährend, wie nach der Sage das Meer, ihre Opfer haben; sie kann nur vom Blute leben; die Despotie trinkt immer das beste Blut weg.

Die Herrschaft trinkt das Blut, das ihr am besten schmeckt und ihrer Gesundheit dient.

119) Das Königthum schreitet, wie die Israeliten gethan, durch ein rothes Meer in das gelobte Land.

Ein poetischer Vergleich mit etwas Humor.

120) Kurze Zeit vor der französischen Revolution hat die Kaiserin Katharina II. von Rußland 30,000 Tartaren ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes, des Standes

Das spricht für uns und gegen euch: das Volk

hinmorden lassen, blos weil sie der türkischen Hoheit nicht entzogen sein wollten. Man sprach kaum von diesem Vorfall. Was für ein Geschrei erhob sich gegen die Schreckensherrschaft in Frankreich! Das macht die Gewohnheit. Die Hinrichtung Ludwig's XVI. und der Königin Maria Antoinette machte mehr Aufsehen, als die der 30,000 Tartaren.

121) Wer will die Blutbäder durch den Absolutismus aufzählen von dem König Ahasver, Nero bis Franz II.! Und doch erschrecken nur Wenige vor ihm, und wir unzertrennlich ist bei dem Haufen der Begriff Revolution von Blutherrschaft! Wer vermöchte den Glauben der Völker zu reinigen!

122) Wahre Aufklärung ist Kraft.

selbst erlaubt uns Alles und euch Nichts. Wenn wir morden, so weckt es ein bischen Grauen, wenn ihr mordet, so empören sich die Herzen und ihr pocht auf den gesunden Menschenverstand der Massen? Ihr verdient die Martern für eure Dummheit; ihr seid eigentlich mehr lächerlich als gefährlich.

Wirklich ein seltsamer Mensch! Er weiß, er erkennt das Alles; seinem Scharfblick entgeht der Lauf der Dinge nicht; er erkennt die Blindheit und Stumpfheit der Masse und baut auf sie und will für sie wirken; es ist Wahnsinn.

Darum unsere Herrschaft und ihre Berechtigung.

123) Die Völker Oestreichs haben eine gewisse Liebe zum Kaiser Franz: weiter kann man es in der Verblendung nicht treiben.

Darin bringen es die Völker eben sehr weit.

124) Die Dummheit muß wohl tüchtige Apostel in Oestreich haben.

Die Dummheit hat überall ihre treffliche Propaganda.

125) Welch eine Kraft ist erforderlich, um nicht wie ein verwundeter Ajax gegen den Schmerz zu rasen und zu toben! Welche Kraft gehört dazu, Besonnenheit in einem Kampfe beizubehalten, der alle Wuth aufreizt, allen Grimm, alle Wildheit weckt! Es ist nicht zu wundern und Einem zu verdenken, wenn er sich im übersprudelnden Eifer in Gefahr stürzt und untergeht, wenn er bei solcher Verkehrtheit der Dinge die Möglichkeit mit der Unmöglichkeit verwechselt.

Das ist aber nicht unsere Schuld, sondern die Schuld der Dinge, wie sie eben sind in der Welt; wer sie ändern will, muß rasend werden, wer sie benutzt, nach ihnen rechnet, der hat gewonnen.

126) Die Tyrannei in Oestreich ist *großartig*; sie verdient einen großen Widerstand.

Sehr verbunden für das Compliment.

127) Ideale, die nichts als Ideale sind, schaffen, ist die Sache eines edeln Geistes; ihnen in der Wirklichkeit nachjagen, ist die Sache eines schwachen Geistes.

Die Behauptung charakterisirt den Kossuth.

128) Wer *mehr* und *Besseres* sieht, als vorhanden, ist eben so kurzsichtig wie der, welcher *weniger* und *Schlechteres* sieht; der Erste ist unglückselig durch die Dinge, der Zweite ist es schon durch sich selbst.

Wer kann das leugnen!

129) Man ist nicht werth, ein *Besserer* zu sein als der Haufen, wenn man durch die Vorzüglichkeit zu nichts gebracht wird, als die Andern zu verachten oder zu fliehen.

Man ist nur dann werth, ein Besserer zu sein als der Haufen, wenn man über ihn herrscht.

130) Man schätze sich nach seinen Leistungen, nicht nach seinen Erkenntnissen, die an und für sich unfruchtbar sind. Man messe sich nach seinem Können und nicht nach seinem Wollen, und man wird sich nicht überschätzen; der schädlichste, lächerlichste Irrthum, den man begehen kann.

Ad notam zu nehmen von den zerrissenen Narren, denen es an Allem fehlt, nur nicht an einem Bischen Phantasie, mit der sie sich hoch genug emporschwindeln können, um lächerlich zu sein. Was für ein himmelweiter Unterschied ist zwischen diesem vollständigen Manne und zum Beispiel dem „jungen Deutschland," das seine vielseitige Ohnmacht und Armuth mit großer Selbstgefälligkeit Unglück tauft!

131) Die Herrschaft der Habsburger ist Schuld und Strafe zugleich der europäischen Gesellschaft; die Gesellschaft muß sich entsühnen.

Wahr; aber die Schuld geht durch alle Zeiten, und darum auch die Strafe. Die Habsburger leben ewig.

21. Aug. 1837.

132) Um ein altes Königthum zu entwurzeln, reicht ein Menschenalter

Auch das erkennt er, und doch Widerstand! Kaum begreiflich; er sieht, wie

nicht hin; wenn die Tradition ihre Heiligkeit eingebüßt, was durchzusetzen wäre, hielten es die tausend und tausend Privatinteressen, die durch so lange Zeit damit verwachsen sind.

133) Das Volk verzeiht dem König den größten Frevel und achtet den kleinsten Vorzug.

134) Für die Macht ist es ein Leichtes, sich populär zu machen.

135) Ein Hochgestellter wird durch ein freundliches Gesicht mehr empfohlen, als ein Niedriger durch eine große That.

alle Dinge in der Tiefe befestigt sind, und will sie empor zur Höhe bringen; also ein Don Quixote ohne Verblendung, ein Kämpfer mit Windmühlen, die er nicht für Ritter ansieht.

Gegen seine Freunde ist das Volk ganz entgegengesetzter Art, als gegen seine Herren. Seinen heißesten Freunden verzeiht es nicht ein Mal einen Irrthum und achtet ihre größten Vorzüge gering.

Der gemeine, nichtswürdige Haufen küßt die Zuchtruthe und zertrümmert den Zauberstab, der für ihn Wasser aus Felsen schlägt.

So ist es. Folglich ist der ein Thor, der lieber eine große That als Niedriger, denn ein freundliches Gesicht als Hoher machen will.

136) Für den Emporklimmenden gibt es Feinde, Widerstand, Hindernisse; für den Obenstehenden ebenen Boden, Anhang, Unterstützung, freien Weg.

Er konnte ein Obenstehender sein und hat es verscherzt.

137) Man darf sich keine einzige Schwierigkeit eines Werkes verhehlen, wenn man es ausführen will.

Um sich alle Schwierigkeiten zu gestehen, muß man sie erkennen.

138) Nicht mit geschlossenen Augen, wie ein Aengstlicher, nein, mit offenen Augen stürze ich mich in die Gefahr.

Mit ganz offenen Augen, wie sie nur Einer hat.

139) Nordamerika konnte sich leicht zu einer Republik gestalten, weil es nie einen König und die ihn umkreisende Verderbniß und Entsittlichung bei sich hatte.

Nordamerika wurde von England in seinen Handelsinteressen beeinträchtigt, ohne daß es die Benefizien der Regierung genoß, ohne daß es daselbst Adlige, Bevorzugte gab; es erhob sich und wählte sich einen Handelspräsidenten zum Oberhaupt; die Befreiung sieht wie ein Akt des Heroismus aus; sie hat

aber die gemeine Grundlage, wie anderswo die Unterjochung; sie fließt aus derselben schmutzigen Quelle; es ist doch eigentlich nur eine gekaufte That; die nordamerikanischen Freiheitskämpfer waren Söldner eigener Art.

140) Einen König zu entthronen, ist unter gewissen Umständen ein Leichtes; aber den Trödel wegzuräumen, der bei der Königskomödie nothwendig war, dazu ist viel Zeit, viel Mühe erforderlich. Frankreich arbeitet vier Jahrzehnte daran und kann nicht fertig werden.

141) Ungarn muß vorläufig *getheilt*, in Volk und Adel getheilt bleiben, damit es *einig* sei.

Die Gemeinheit und Niedrigkeit der Menschen vertilgt kein Held, kein Heiland.

Das ist ein Mann, der nicht so dumm ist, sich von seinen Prinzipien verblenden zu lassen, der nicht die Fehler der Partei begeht — oder vielmehr *beginge*.

142) Eine Constitution ist wie der Wein; je älter desto kräftiger.

Das Königthum ist die älteste Constitution.

143) Ohne Zwiespalt einer Nation ist kein Königthum denkbar.

Ohne Zwiespalt ist keine Nation denkbar.

144) Beruht eine Regierung auf der Kraft der ganzen Nation: ist sie nicht absolut, nicht unverantwortlich.

Der seltenste Fall!

145) Es ist bis jetzt noch nicht etwas Besseres ohne materiellen Kampf geworden; man ist durchaus nicht berechtigt, es anders für die Zukunft vorauszusetzen.

Ohne Blutvergießen gibt es kein gesellschaftliches — kein Völkerleben; drum darf kein Staatsmann davor zurückschrecken.

146) Keine große Wahrheit konnte noch in die Welt treten, ohne ihre Helden und Märtyrer als Päße vorzuweisen.

Aber viele Märtyrer wurden vorgewiesen, ohne daß eine große Wahrheit in die Welt trat.

147) Es gilt nicht das Königthum, sondern die sozialen Bedingungen des Königthums abzuschaffen.

Man müßte die Erbärmlichkeit, Gemeinheit abschaffen, also Unmögliches ausführen. Wer die Ge-

148) Das Königthum ist keine Krankheit, sondern ein bitteres Heilmittel. Man muß die Krankheit heilen, um das Heilmittel wegwerfen zu können.

149) Jede Form ergibt sich aus einem Wesen; so die Regierungsform aus dem Wesen des Staates. Republikaner sein in einem Staate, der nicht nothwendig und unmittelbar auf die Republik hinarbeitet, heißt eigentlich n i ch t s sein.

150) Kräfte an einem Bau verschwenden, der nicht ausgeführt werden kann oder zusammenstürzen muß,

meinheit ausrotten will, rottet gleich die mit ihr verwachsenen Menschen mit aus.

Nur die Tyrannei kann die schwache, kranke Gesellschaft zusammenhalten; sie fällt in Trümmer, sobald man ihr dieses heroische Mittel entzöge. Uebrigens ist das nicht zu befürchten; denn eine Gesellschaft ist ihr eigener Arzt und Apotheker.

Es ist ein krummer, verschlungener Weg, den ich nicht verfolgen kann, der von dieser t i e f e n, k l a r e n E r k e n n t n i ß zu u n a u s f ü h r b a r e n Beschlüssen führt.

Ein praktisch tiefer Grundsatz, für alle Parteien, für alle Richtungen anwendbar. Selbst ein

ist eine große, nutzlose, sündhafte Aufopferung.

151) Einer Idee opfern, die keine Lebensfähigkeit in sich hat, ist der abscheulichste Götzendienst.

152) Um ein Menschenauge ist doch ewig Nacht; wer weiß, ob ich nicht gegen mich selbst bin?

153) Wirkung, nicht Glanz ist's, wonach ich strebe. Ich will gut verwendet werden; habe ich das Meinige gethan, mag das Schicksal mit mir vornehmen was es will.

154) Ich bin bereit, mich und viele Andere der großen Sache Ungarns zu opfern.

155) Die Wellen der Theiß und der Donau werden roth gefärbt sein vom Blute ungarischer Söhne,

Gegner kann von dem Manne lernen.

Mich kann er nicht meinen; meine Idee muß Lebensfähigkeit haben, denn — sie lebt!

Zweifel verschonen ihn doch nicht.

Auf diesen Abweg kann ich seinen Gedanken nicht folgen.

Also gegen die eigenen klaren Ansichten zu handeln und der blinden Schwärmerei, dem sinnlosen Drang des Herzens zu folgen!

Die Wellen der Donau und Theiß sind schon oft vom Blute ungarischer Söhne gefärbt gewesen;

und dieses Blut hat Europa zu verantworten, nicht ich. — — —

156) Ungarn, du mußt zahlen, was du schuldig bist, mir und ihnen. .

157) Die fluchbeladene Erde wird nie aufhören, Blut zu trinken.

158) Mein Körper windet sich schmerzhaft unter dem Drucke dieser Atmosphäre. O, könnte ich dich bald grüßen, freier Boden, könnte ich dich bald athmen, frische Luft, euch trinken, frische Wellen! Das, was ich verlange, hat ja fast ein jedes Menschenkind, und ich bin ja nicht der Schlimmsten Eines. Pfui, über dieses Europa, das noch die Bastillen und

die Wellen werden fortgeschwemmt von andern Wellen und die Ströme fließen ruhig, ungetrübt weiter.

Die Staatsschulden, wo möglich.

Sklaven und Herren zu tragen; wer die Dinge erkennt, sucht zu knechten, nicht zu befreien. So bleibt er frei; sonst wird er selbst unterdrückt.

Lettres de cachet fortbestehen läßt, nachdem es gelernt, wie man sie aufhebt! Der Fortschritt, von dem sie faseln, ist eine Lüge; die **Gedanken** des Jahrhunderts sind **schön** und **wahr**; aber sie finden keine **Träger**, keine **Vorkämpfer**; sie finden Schergen und gedungene Mörder. Pfui über das **Jahrhundert** mit seinem **Lichte**, das Verderbniß, Moder, Unwürdiges, Verderbliches, Druck und Zwang beleuchtet; es ist verflucht, dieses Jahrhundert, wie die frühern Jahrhunderte, und seine **besten Bürger** mit ihm!

159) An keinen **Frieden**, an kein Glück für den **freien Geist** ist zu denken in dieser bösen, gleißnerischen, großmäuligen Zeit, die mit ihrer Bastillen und Lettres de cachet sind nicht entbehrlich und darum nie abgeschafft, sondern eingetauscht. Dieselben Menschen, welche in Frankreich die Bastille gestürmt, haben neue Bastillen, neue Lettres de cachet in's Leben gerufen; das ist der Fluch aller Jahrhunderte; wer ihm trotzen will, ist ein Thor — — ein unglücklicher Thor!

Größe prahlt und doch nichts Anderes kann, als martern und kreuzigen.

Kein Frieden, kein Glück für den beschränkten, sogenannten freien Geist, der sich selbst fesselt und hemmt.

22. Aug. 1837.

160) Die gute, naturgemäße Erziehung eines Volkes ist die beste, trefflichste Verleihung; von der Tyrannei ist sie daher nicht zu erwarten.

Die Civilisation und ihre gemeine Bestrebung, die unzertrennlich von der Gesellschaft, machten die Wirkungen aller naturgemäßen Erziehung zu nichte, selbst wenn sie angewendet würde.

161) Ohne einen Zwang, schon durch das Miteinanderleben hervorgebracht, ist die Gesellschaft unmöglich. Menschen sollen und müssen Menschen bleiben. Uebermenschliches verlangen und versuchen schadet.

Die Gewalt muß herrschen.

162) Jeder Mensch, der, wodurch immer, zur Herrschaft gelangt, wird ein Tyrann; übertrifft er die Andern an Trefflichkeit, ein Joseph II., an Grau-

samkeit und Bosheit ein Nero, und wenn an Nichts, Einer von den vielen Mittelmäßigen, welche die Weltgeschichte aufzählt. Man gebe dem St. Simon, dem sanftesten Prediger des mildesten Evangeliums, Macht, und er wird mit seiner frommen Lehre tyrannisiren; das absolute Königthum ist in einem vernünftigen Staate, wie in England, eine Unmöglichkeit.

163) Ich richte streng und redlich die Frage an mich: Was würdest du thun, wenn du empor kämest, von deinem Volke emporgehoben, wenn du durch redliches Bemühen und Thun geschätzt, hochgeehrt an die Spitze kämest des edeln Volkes?

Würdest du, wie die Andern, deine Macht, dein

Ist denn die Tyrannei einer Classe der eines Einzelnen vorzuziehen?

Es ist etwas Ungeheuerliches in diesem Menschen, und ich verspüre Lust, ihn freizulassen, um ihn zu beschämen, ihm zu beweisen, wie er sich irrt; fast wünsche ich, daß er zu der geträumten Höhe gelange, damit ich ihm mit Lachen zurufen könnte: „Siehst Du nun, Thor, wie Du Dich getäuscht hast?"

Ansehn besorgen und hegen und bei jedem Schritt nach diesen sehen, ob sie nicht gefährdet sind? Würdest du für diese zittern und darum *feig* und *bedenklich* sein, wenn es gilt, zu handeln?

Oder würdest du, um deine Macht zu wahren, wie Andere, wie Cromwell zu Gewaltsamkeiten greifen und Schreckliches, Entsetzliches vollbringen, um nicht zu sinken?

Ich frage mich: Wenn du emporkämest zur Regierung deines Volkes, würdest du *herrschen* wollen, *gebieten*? Würdest du *schwach* und *übermüthig* genug sein, dich Gott zu dünken, *deinen* Willen, deinen menschlichen Willen zum Gesetz für Tausende zu er-

Es ist unerträglich, was dieser Mensch sich zutraut, und er ist im Grunde vermöge seiner Verblendung so wenig gefährlich, daß man ihn sogar freigeben könnte.

Und dennoch ist er andererseits der einzige Mensch, welcher der Rede werth ist...

Thorheit, zu glauben, daß ich diesen überspannten Kopf zu fürchten Ursache hätte! *Der Fürst Metternich* ist noch etwas mehr als *Kossuth*, selbst wenn Beide nicht dort ständen, wo sie stehen. ...

heben und dieses Vorrecht noch dazu auf deine Kinder vererben zu wollen?

Wenn du emporkämest zur Regierung und zu deinen Füßen sähest den brausenden, wildbewegten Haufen und das Grollen hörtest der Empörten, den hartnäckigen Widerstand gewahrtest der Gedankenlosen, der Stumpfen, der Verknöcherten, der Böswilligen, der Feilen, der Vorurtheilsvollen, der Verblendeten; wenn zu dir empor die Pfeile rasselten der Verleumdung und Verdächtigung; wenn alle deine Handlungen entstellt, deine Absichten mißdeutet, dein redliches Thun mißkannt, verrathen würde; wenn du deine Feinde und Widersacher, noch mehr: die Feinde und Widersacher deines Glaubens, deiner Ueberzeugung, deines Allerheiligsten emporwachsen sähest aus der Erde, ohne daß du so verderblichen, bösen Samen gestreut: könntest du der Entmuthigung oder Verwilderung, die mit einander um die Herrschaft über dich stritten, widerstehen? Bliebst du unverdorben mit deiner freien, edeln, menschlichen Natur? Bliebst du fest und ruhig und milde zugleich? Waffnetest du dich nicht mit all deiner Gewalt und führtest blutigen, verderblichen Krieg mit Denen, die wider dich sind, wie die Andern, welche ein Scepter in den Händen halten? Würdest du nicht Die verfolgen und vernichten, welche dich angreifen, die sich dir entgegenstellen? Würdest du nicht deine Ueber-

zeugung mit Gewalt auf den Thron setzen und ihr die Huldigung erzwingen? Wirst du es nicht etwa als Pflicht betrachten, so zu thun, von der Trefflichkeit deiner Ueberzeugungen durchdrungen? Würdest du es nicht als ein Vergehen an deinen Grundsätzen ansehen, wenn du anders handeltest? Werden deine Freunde, die Anhänger deines Glaubens, dich nicht für diese Säumigkeit, für diese Lässigkeit schelten, verlassen? Wirst du stark genug sein, deine Feinde und ihre Meinung zu schonen, und dich dabei über die Meinung deiner Freunde wegzusetzen?

Diese ernsten Fragen richte ich an mich selbst, und indem ich es thue und darauf sinne, mir Antwort zu geben, wird es mir klar, wie schwer — wie riesig schwer es sei, auf der Höhe zu stehen und der Höhe würdig zu bleiben.

Mein Tiefinneres prüfend und erforschend, schwöre ich mir zu, mir selbst in dieser peinlich bangen Stunde; ich schwöre es mir bei meinem Gott, bei dem Heil, das ich von ihm erwarte, daß ich all den Versuchungen der menschlichen Schwäche und des menschlichen Uebermuthes widerstehen will, wenn mir die Sendung geworden, zu regieren. Von dem Volksgeiste, der mich erhebt, will ich mich tragen und stützen lassen, ohne Widerstand sinken, so wie er mich fallen läßt. Der Feinde und ihrer Geschosse will ich spotten, und nicht Eine Regung des Hasses

und der Rache sollen sie in mir hervorzubringen im Stande sein; fest will ich stehen und unerschütterlich, wo meine Stelle, wie auch Widerspenstige brausen und grollen; denn ich werde nur mit dem Volke und durch das Volk stehen; in dem Volke suche ich meine Macht, an der jeder Andrang zerschellen muß.

Ich schwöre es mir zu und dem Gott in meinem Herzen, der mich führt und lenkt, daß ich nicht auf Gewinn und Vortheil für mich und meine Familie bedacht sein will, sobald das Glück meines Volkes in meine Hände gelegt ist, daß ich Einfluß und Macht nicht behaupten will, um mich und mein Geschlecht zu verherrlichen, und daß ich nichts vererben will, als ein großes, nachahmungswürdiges Beispiel.

Im Namen, im Auftrag, im Interesse des Volkes ganz allein will ich handeln.

In mir begraben will ich den Gedanken, der nicht Wurzel fassen kann im Volke; die Tyrannei will ich stürzen, aber nicht verdrängen, und meine Ueberzeugung soll erst dann auf den Thron gelangen, wenn sie die meines Volkes geworden. Ein redend, fühlend, theilnehmend Volk will ich zu bilden versuchen. Kein Freund und kein Feind soll mich verrücken von dem menschlich schönen Standpunkt.

Vorangehen will ich meinem Volke, wenn ich's vermag, wenn ich Kraft und Fähigkeit dazu be-

sitze, aber es nicht vorandrängen, vorantreiben; seine Größe, seine Ehre, sein Heil will ich es erkennen, erkämpfen lehren, wenn ich es vermag; aber keine Größe, keine Ehre, kein Heil ihm aufdrängen. Frei muß es sein, frei vor Allem in der Annahme wie in der Zurückweisung seines Glückes.

Das Alles gelobe ich mir in dieser Stunde des Elends und der Pein.

Dir gelobe ich Treue, mein Volk, dir, mein Gott in mir, dem Recht, der Wahrheit bis in den Tod.

Laß ihn nicht untergehen mit mir, Schicksal, diesen großen, heiligen Vorsatz! Laß mich nur kämpfen, kämpfen, wenn ich auch erliege! Meine Ahnung kann und wird mich nicht betrügen; es sind ja keine sündig eiteln Vorspiegelungen, die mich verlocken und berücken; ich will mich ja ganz vergessen und aufgeben, ganz. Ich habe ja begonnen und mir selbst bewiesen, daß ich mich nicht überschätze. Sie müssen kommen für mich, die Tage des Kampfes, die Tage der Glorie für mein Volk, für mein Vaterland.

XIV.

Geheimnisse des Palastes.

Es war Familientafel beim Kaiser gewesen. Die Erzherzogin S..... und ihr Gatte kehrten nach beendetem Mahle in ihre Abtheilung des Palastes zurück. Die Dame war außer sich vor Unmuth und Entrüstung. Der Erzherzog war in banger Erwartung des Gewitters, das sich über ihn entladen würde; denn er kannte die Wolken auf der Stirne seiner Gemahlin zu genau, um nicht den Losbruch des Sturmes vorher angeben zu können. Er hatte richtig gerechnet. Kaum waren sie zu Hause und allein, so begann sie:

„Nun, wie hast Du Dich denn unterhalten, Franz, an der kaiserlichen Tafel?"

„Ich? ganz gut," erwiderte mit sehr matter Stimme der Erzherzog.

„Ganz gut? wie erbaulich, wie ganz würdig eines kühnen Mannes!" spottete die Erzherzogin.

„Was hast Du nur wieder, Sophie? was hat Dir denn mißfallen, das mir zur Last gelegt werden kann?"

„Was ich habe, was mir mißfällt? frägst Du noch," fuhr die Erzherzogin auf, „Alles, was ich vor mir sehe, ist gräulich. Oder soll ich vielleicht entzückt sein davon, daß ein kranker Mensch, der nichts zu denken, zu erkennen im Stande ist, auf dem Throne von Oestreich sitzt; während wir, denen die Herrschaft gebührt, eigentlich gehört, andächtig daneben stehen und in tiefster Ehrfurcht emporblicken. — Was spricht der Kaiser von Oestreich, hast Du's gehört an der Tafel heute? Es ist zum Todlachen: von der Vortrefflichkeit der Klöße, „„die man eigentlich zu jeder Speise essen sollte;"" hast Du nicht gehört, wie er versicherte, daß er von allen Instrumenten die Maultrommel am liebsten höre, und daß er sich doch wieder ein

Mal schaukeln lassen müsse, weil es so hübsch sei und er dieses Vergnügen seit seiner Kindheit nicht genossen habe, wie er mit ergötzlichem Lachen von Mücken und Fliegen schwärmte, die so liebe Thierchen seien und die man mit Unrecht verfolge, hast Du gehört, daß es ihm eine besondere Unterhaltung gewähre, eine Fliege oder Mücke auf seinem Gesichte spielen zu lassen? Hast Du nicht laut aufgelacht, als Du ihn all' den Unsinn stammeln hörtest, der die Diener verlegen machte; und wenn Du dabei dachtest: dieses Wesen sitzt auf meinem Throne! hat sich Dein männlicher Sinn nicht empört?"

„Bedenke nur, daß es nicht zu ändern ist!" ermahnte der Erzherzog.

„Was ist nicht zu ändern? Es muß zu ändern sein. Wärst Du ein starker Mann, so müßte es anders werden, wäre es bereits anders geworden. — Wer herrscht, wer regiert? Etwa Einer aus dem Hause Habsburg? Der Kaiser oder Einer aus der kaiserlichen Familie, wie es recht und angemessen? Nein, ein Fremder, ein Diener des Hauses, der nicht einmal von königlichem

Geblüt, der Fürst Metternich hält das Scepter in der Hand und hat die Krone auf dem Haupte. Wir Alle, denen das Recht zusteht, über dieses Reich zu gebieten, wir Alle sind ihm Unterthan; und das beunruhigt Dich gar nicht, das vermag nicht Dein Leben aus dem behaglichen Geleise zu rücken? Es kostet Dich keine Erregung, keine unzufriedene Stunde, diese Schmach? Du nimmst sie mit bescheidenem Gemüthe hin und fragst mich, die männlicher, ehrenfester als Du: „„was hast Du, was mißfällt Dir?““ sagst mir mit bürgerlichem Gleichmuth: „„bedenke nur, Sophie, daß es nicht zu ändern.““ O, ich möchte vergehen vor Aerger.

„Das Testament des Vaters hat es nachdrücklichst bestimmt, daß Ferdinand, so lange er lebt, regiere; was läßt sich dagegen thun? Du kennst die strenge Regel unseres Hauses.“

„Führ' mir nicht solche Reden, Franz! ich mag sie nicht hören. Dein Vater liegt in der Gruft; er ist todt, seine Macht, sein Einfluß, sein Wort sind es mit ihm. Welcher Mann von rechtem Schlag, mit Kraft und Muth kehrt sich an

Testamente, Hinterlassenschaften und wie die Dinge heißen! Hat Dein Vater sich daran gekehrt, was sein Vorfahr, sein Onkel Joseph festgesetzt? Hat Joseph sich darum gekümmert, was seine Vorfahren eingesetzt? Nicht einmal Maria Theresia that es, und sie war doch nur ein Weib, und sie war nicht verpflichtet, männlich, kühn zu sein. Jeder Mann baut nach seinem eigenen Plane. Hausregeln gibt es nur für die Schwachen und Rathlosen, die froh sind, daß sie einer kühnen, selbstständigen That überhoben sind. Ich aber will nicht büßen für Deine Unentschlossenheit, mein Sinn strebt nach Höherm. Ich frage Dich hiermit zum letzten Male: Willst Du es länger ansehen, daß dieser Schattenkaiser auf Deinem Throne sitze, daß ein Diener Dein Scepter halte und Dich selbst beherrsche, statt Dir zu dienen? Ich frage Dich zum letzten Male. Sprich!"

Der eingeschüchterte Erzherzog gewann so viel Muth, um zu antworten: „Soll ich Streit und Zwiespalt im Innern des Hauses stiften? Soll ich selbst das kaiserliche Ansehen schwächen, das

mir und meinen Nachkommen zu Gute kommen wird? Soll ich selbst die Grundfeste unseres Hauses erschüttern?"

„Leere Worte! zahme Phrasen eines Aengstlichen, in welche man bequem die Unentschlossenheit hüllt. Gut denn!" rief wüthend die Erzherzogin, „so soll ein Weib Dich Mann beschämen; so soll ein Weib Dich lehren, was einem Manne, einem König ziemt, so führe ich es allein aus und selbst gegen Dich, für meinen Sohn. Ich bin seine Mutter, ich will für die Ehre seiner Krone sorgen, und nicht länger sollen niedrige, unwürdige Hände sie besudeln. Der Staatskanzler Metternich soll höchstens, wenn es mir gefällig, Staatskanzler sein und nichts weiter, ich führe es aus ohne Dich, ich bin ein Weib, — aber aus dem Hause Wittelsbach."

„Um Gottes Willen, was willst Du beginnen, Sophie?"

„Zitterst Du? Ich zittre nicht. Leg' Dich ruhig schlafen, ich will Dich wecken, wenn es gethan ist."

„Was hast Du vor?“ frug der Erzherzog bestürzt.

„Dich will ich auf den Thron von Oestreich heben, Dich, Franz.“

„Du weißt nicht, was Du unternimmst,“ entgegnete der Erzherzog.

„Genug der Worte!“ gebot die Erzherzogin mit einem strengen, wilden Blick auf ihren Gemahl; „ich will es so und es bleibt dabei!“

Der Erzherzog wagte keinen Widerspruch mehr, denn er kannte die Bedeutung des wilden Blickes, er warf sich auf ein Sopha und blieb da, schweigend, den Kopf auf die Hand gestützt, sitzen.

Die Erzherzogin aber kehrte ihrem Gemahl ärgerlich den Rücken, ging an das Fenster und blickte starr in die Dämmerung hinaus, keineswegs mit dem Anblick, sondern mit rastlos arbeitenden Gedanken beschäftigt, die ohne Aufhören Pläne schmiedeten, hochragende Schlösser bauten, aber nicht etwa in der Luft, sondern auf festerem Grund. „Ich habe einen Herrscherstamm geboren und ich soll mich vor einem Diener der Fa-

wille, oder vor einem bewußtlosen, stumpfen Gliede derselben beugen? Nimmermehr!" sagte sie wiederholt zu sich selbst, um ihren Muth und ihre Entschlossenheit zu beleben.

Das Dunkel nahm zu. Das Schweigen, die Stille in dem Zimmer dauerte so lange fort, bis sie durch einen Diener, der Licht brachte, unterbrochen wurde. Die Erzherzogin kehrte sich um befahl dem Diener, ihren ältesten Sohn in ihr Gemach bringen zu lassen und zog sich, ihren Gemahl nach der Forderung des Anstandes grüßend, dahin zurück.

Ein Kammerdiener brachte den kaum siebenjährigen Erbprinzen. Die Mutter umarmte das Kind mit heißer, flammender Zärtlichkeit; zu dem wartenden Kammerdiener sprach sie: „Geh! hole den Prinzen in einer Viertelstunde ab." Dieser gehorchte.

„Wirst Du Deine Mutter stets vor allen Anderen hoch und in Ehren halten, Franz Joseph?" frug sie das Kind, welches die Frage kaum begriff.

„Ja, Mutter!" antwortete der Knabe.

„Weh' Dir!“ fuhr die Mutter auf und stierte das Kind mit feuersprühenden Augen an, „wenn Du das jemals zu thun unterließest.“ Das Kind erschrak und fing zu weinen an, als es seine Mutter sich so geberden sah.

„Weine nicht, weine nicht,“ sprach die Erzherzogin besänftigt und besänftigend; „Du bist mein liebes Kind und wirst nie vergessen, daß ich Deine Mutter bin, der Du Dein Leben, Alles verdankst, der Du Alles schuldig bist. Nicht wahr, Du wirst es nie vergessen, Franz Joseph?“

„Nein,“ antwortete der Knabe ängstlich, und blickte sehnsüchtig nach der Thüre, baldiger Erlösung gewärtig. Die Mutter preßte das Kind an ihre Brust, bedeckte ihm Kopf und Stirn mit Küssen und blickte ihm liebevoll in die blauen Aeuglein. Das Kind beruhigte sich zwar, aber es blieb sprachlos an der Brust der Mutter, die sich wieder in Gedanken verlor und auf das Kind fast vergaß. — Nach einer Viertelstunde trat der alte Kammerdiener ein, um den Kronprinzen abzuholen und wieder dem Erzieher zu übergeben.

„War seine Ehrwürden der Pater Justinian nicht da?“ fragte die Herrin.

„Nein, kaiserliche Hoheit,“ erwiderte der Diener.

„Wenn er kommt, führe ihn sogleich zu mir,“ befahl die Herrin. Der Diener entfernte sich mit dem Prinzen. Die Erzherzogin blieb allein. Sie schritt unruhig im Gemach auf und nieder, ergriffen von einer Leidenschaft, die ihr ein Ziel zeigte, aber keinen Weg zu demselben, die sie fortriß, über Schwierigkeiten hinweg, aber doch nicht die Schwierigkeiten verbarg, die zu überwinden sein würden, die ihr Herz, ihre Seele bewegte, erschütterte, aber doch den Verstand nicht so sehr aus dem Gleichgewicht brachte, daß ihm die Prüfung und Würdigung der hemmenden Verhältnisse der nothwendigen Mittel zur Erreichung des erwünschten Zweckes unmöglich würde. Alles an ihr wurde von Ehrgeiz und Herrschsucht überwältigt, nur nicht die Einsicht in die Lage der Dinge. Der Ehrgeiz machte sie nicht blind für die Gefahren, die auf dem Wege lauerten, den sie zu gehen gedrängt würde, sondern entschlossen

ihnen zu trotzen, sie zu überwinden. Sie fühlte, sie erklärte sich selbst, daß sie die Herrschaft haben müsse, wie viel es koste, und daß es viel kosten könne.

Die Kammerfrau, die zur nächsten Umgebung der Erzherzogin gehörend, von dieser als die ergebenste Dienerin angesehen, und darum mit dem meisten Vertrauen beehrt wurde, trat in das Gemach.

„Was willst Du, Josephine?“ frug nicht besonders mild die Erzherzogin.

„Ich komme, Jemand zu melden, kaiserliche Hoheit.“

„Den Vater?“

„Nein, kaiserliche Hoheit, sondern — —“

„Ich kann ihn jetzt nicht sehen,“ erklärte die Prinzessin.

Die Kammerfrau sah erstaunt und betroffen die Herrin an. „Nicht sehen,“ murmelte sie und wendete sich langsam zu gehen.

„Josephine!“

„Kaiserliche Hoheit!“

„Was hast Du?“

„Ich habe den Prinzen noch niemals zurück-
gewiesen; es wäre heute das erste Mal."

„Es muß so sein, Josephine," versetzte die
Gebieterin sanft, „sage Sr. königlichen Hoheit,
daß ich heute unwohl, mißvergnügt, gestört sei,
daß ich sie morgen sicher erwarte, sicher, hörst
Du?" Die Kammerfrau ging langsamen Schrit-
tes, den Befehl zu vollführen.

Wenige Minuten später trat Pater Justinian
in das Gemach der Erzherzogin. Die Dame saß
angegriffen, fast erschöpft auf dem grünsammetnen
Divan, in ihrem bläulichen Auge loderte ein un-
heimliches, wildes Feuer, ihre Brust hob und senkte
sich in raschem Wechsel, die rothen Flecke in dem Ge-
sichte der Erzherzogin waren entflammt und röther
geworden, und wer die Dame in dieser Verfas-
sung sah, mußte gestehen, daß viel Abschreckendes
aber auch Großartiges in diesem Bilde ausge-
prägt sei. Ein Weib von Glanz und Glück um-
geben und so zernagt und zerfressen von einem
brennenden Verlangen, von einer zügellosen Gier,
die ihr den süßesten Trank vergällen, den herr-
lichsten Besitz verleiden, und über alles Wün-

schenswerthe und Erlangte einen schwarzen Strich ziehen konnte und sagen: „das gilt nichts;" — so gab sich dieses Weib in diesem Moment beim ersten Anblick zu erkennen.

Der fromme Mann, der eintrat, ohne von der Dame sogleich bemerkt zu werden, blieb an der Thüre stehen und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit sein Beichtkind, ohne daß er sich eines geheimen Grauens erwehren konnte. Dieser Diener der Kirche war in der gewöhnlichen Tracht der Weltgeistlichen, er trug einen schwarzen Frack, schwarze kurze Beinkleider, die sich in hohen Stiefeln verliefen, eben so eine schwarze, weißverbrämte Halsbinde. Sein Gesicht war ein gewöhnliches, unbedeutendes, bis auf Stirn und Augen, die dem prüfenden Kennerblick die beträchtlichen Geistesfähigkeiten dieses Mannes anzeigen mochten. Die Gesichtsfarbe war blaß und gelblich, die bei dem hellen Lampenlichte zu einer unheimlichen Todtenfarbe wurde. Dichte, dunkle Haare ließen eine sorgfältig gepflegte Tonsur sehen und wirkten verkleinernd auf das kleine Gesicht; die Gestalt war klein und schmäch-

tig, zusammengedrückt, unansehnlich im eigentlichsten Sinne des Wortes. Vermöge seiner äußern Erscheinung wäre dieser Mann niemals unter dem Haufen besonders bemerkt worden. —

Sobald die Erzherzogin seiner gewahr wurde, verneigte sich der fromme Mann ehrerbietig und trat einige Schritte vor. Die vornehme Dame nickte grüßend mit dem Kopfe und sprach:

„Guten Abend, Vater Justinian. Kommen Sie, ich habe heute sehr viel mit Ihnen zu reden.“

„Ich bin bereit zu hören und das Beste nach meiner schwachen Einsicht zu rathen, kaiserliche Hoheit,“ sprach ein wohlklingendes Organ. Dem einladenden Winke der Erzherzogin folgend, nahm der Priester in geziemender Entfernung Platz.

„Ich habe Alles überlegt, Alles ermessen, es muß sein; es hilft keine Ermahnung, keine Widerlegung,“ sprach mit außerordentlicher Heftigkeit die Erzherzogin.

„Der Herr hat also keinen andern Rathschluß in das Herz der hohen Frau gelegt?“ frug mit Ruhe und Sanftmuth der Priester.

„Keinen andern!“ versetzte die Prinzessin.

„Erlaubt mir die hohe Frau, daß ich frei spreche, vielleicht will Gott der Herr durch mich einwirken auf den Sinn Ew. kaiserlichen Hoheit.“

„Sprechen Sie frei, als hörte Sie Niemand,“ gab die Prinzessin zurück.

„Weiß die hohe Frau,“ frug mit derselben Gelassenheit und Sanftmuth der Pater, „was das heißt, die Krone von dem gesalbten Haupte seiner apostolischen Majestät Ferdinand II. nehmen?“

„Das heißt so viel,“ fuhr die Erzherzogin auf, „als sie von einem Haupte nehmen, das nie hätte gesalbt werden sollen, von einem Haupte, welchem Gott das Licht der Gedanken versagt, um sie auf ein Haupt zu setzen, das in jeder Beziehung eine Krone zu tragen geeignet ist. Das heißt es, ehrwürdiger Vater.“

„Es heißt auch noch etwas anders,“ entgegnete mit unerschütterlicher Ruhe der Pater, „es heißt auch, den Staatskanzler Metternich bei Seite schieben, und das ist erstens nicht leicht und zweitens nicht räthlich.“

„Ob schwer oder leicht,“ zürnte die Erzherzogin, „das gilt mir gleich. Billig, nothwendig ist es und folglich r ä t h l i c h.“ —

„Der k. k. Staatskanzler Metternich besitzt eine große Macht und viel Klugheit; um den zu stürzen, muß man Alles in Aufruhr bringen,“ bemerkte der uneingeschüchterte Pater.

„Um den zu stürzen,“ versetzte die Erzherzogin, „will und werde ich Alles in Aufruhr bringen.“

„In Aufruhr bringen,“ fuhr ganz ruhig der Priester fort, „hätte an und für sich nicht viel zu bedeuten, wenn nicht dadurch so Manches, was der K i r c h e und dem Staate heilsam, in Frage gestellt, gefährdet würde.“

„Wollen Sie mich nicht unterstützen,“ nahm die Erzherzogin weiter das Wort, „gut, so vollführe ich es ohne Sie. Sind Sie g e g e n m i c h, so werde ich g e g e n S i e sein, und Sie mögen zusehen, ob dadurch nicht Manches, was der K i r c h e heilsam, mehr in Frage gestellt ist, als durch einen Kampf mit dem Staatskanzler. Helfen Sie mir nicht durch Rath und That,“ — „und

That," wiederholte sie — „redlich, mit treuem Bemühen, so gebe ich meinem Sohne andere Erzieher, als die Sie mir vorgeschlagen und lasse ihn nur Joseph heißen; das Franz streiche ich aus. Sie wissen, daß ich mein Ziel trotz Ihres Widerstandes erreichen, und daß ich, falls meine Bemühung nicht ausreichte, durch die Natur mein Verlangen erfüllt sehen könnte; — viele Chancen gegen Sie."

„Verhüte Gott," erwiderte salbungsvoll der Priester, „daß ich das fürstliche Beichtkind, dessen Seelenheil mir anvertraut ist, verlassen sollte, wohin es sich auch wende; aber ich gehorche meiner Pflicht, indem ich alle mir zu Gebote stehenden Mittel aufbiete, Ew. kaiserliche Hoheit von einem gefährlichen Wege abzuhalten. Gelingt es mir nicht, so ist des Herrn Wille anders und ich folge meinem allerhöchsten Beichtkind, wohin es auch gehe."

„Des Herrn Wille ist anders," erklärte die Prinzessin.

„Und ich bin Ew. kaiserlichen Hoheit mit

meinen geringen Kräften zu Diensten," fiel der Pater ein.

„So, mein lieber Pater, gefallen Sie mir. Aber wohl zu merken, namhafte Dienste, eine wirksame Unterstützung verlange ich und nicht blos ein passives Zugestehen, ein stillschweigendes Einverständniß. Sie müssen mir thätig helfen, sonst sind wir geschiedene Leute. Gibt sich aber ein nachdrückliches Handeln für mich und meinen Zweck zu erkennen, so erhalten Sie den verdienten Lohn. Ich lasse mit den Seelen, die Sie doch nur beanspruchen, schalten und walten nach Gefallen, wenn ich regiere. Arbeiten Sie dann für Ihre Kirche, so viel Sie wollen, erziehen Sie die Kinder, verjagen Sie die Juden, führen Sie meinetwegen Inquisition ein und verfolgen Sie die Ketzerei, das gilt mir gleich. Nun wissen Sie, was Sie zu leisten, was Sie zu erwarten haben."

„Ew. kaiserliche Hoheit werden mit Ihrem treuen Diener zufrieden sein," versetzte, sich verneigend, der Priester.

„Und Sie mit mir in dem Falle."

„Noch Eins," nahm wieder der Priester das Wort, „wenn Ew. kaiserliche Hoheit meinem Rath einige Rücksicht schenken wollen, so erlaube ich mir vorzuschlagen, daß allerhöchst Dieselben, bevor ein Schritt in der Angelegenheit gethan wird, eine Ausgleichung, eine Art Vereinbarung mit dem Staatskanzler versuchen; es wäre möglich, ich sage möglich, daß der Minister einen Kampf mit Ew. kaiserlichen Hoheit scheute. In dem Falle wäre die Sache ohne Schwierigkeit abgethan. Verstände sich der Fürst Metternich dazu, so ginge die Krone von dem Haupte Sr. apostolischen Majestät Ferdinand II. auf das zunächst berechtigte über, ohne daß die Kräfte des Staates aufgerührt werden müßten. Der Friede ist Gott gefällig."

„Soll dieser Mensch, den ich hasse, Minister bleiben?" frug die Erzherzogin.

„Kaiserliche Hoheit," entgegnete der Priester mit seiner gewohnten Gelassenheit, „hassen diesen Menschen ja nur, weil er allerhöchst Denselben im Wege steht und eine Macht besitzt, die allerhöchst Dieselben zu haben wünschen. Kommt

aber die Krone auf ein Haupt, das mit den Gedanken Ew. kaiserlichen Hoheit denkt, so ist es von keinem Belang, daß der Fürst Metternich Staatskanzler bleibt, denn er hat aufgehört es zu sein, sobald Ew. kaiserliche Hoheit nur wollen."

„Sie haben Recht. So mag es sein. Ich will selbst mit dem Fürsten Metternich reden, aber die Sache soll geheim bleiben und darum, mein ehrwürdiger Freund, übernehmen Sie die Botschaft an den Fürsten, daß ich ihn morgen, nein heute noch erwarte."

„Ich bin zu Diensten, kaiserliche Hoheit."

„Doch lieber auf morgen, ich bin heute zu sehr angegriffen," erklärte die Prinzessin, „um 1 Uhr ist die günstigste Stunde."

„Will heute noch den Auftrag ausrichten, kaiserliche Hoheit," sprach der Pater, verneigte sich und ging.

Er begab sich zu dem Staatskanzler.

„Ihre Durchlaucht haben dringende Geschäfte und sind nicht zu sprechen," erwiderte der aufwartende Diener im Vorzimmer auf das An-

suchen des Priesters, daß er ihn melde. Der Priester frug nach dem Kammerdiener des Fürsten und wurde zu ihm geführt.

„Wie steht das Befinden, Hochwürden?" frug dieser, indem er sich ehrfurchtsvoll verbeugte.

„Recht gut, Herr Walter," gab dieser zurück. „Ich werde Ihnen etwas zur Bestellung an den Fürsten übergeben."

„Ganz zu Ihren Diensten, Ew. Hochwürden."

Der Priester erbat sich das Nöthige zum Schreiben und schrieb auf ein Blättchen Papier folgende Worte:

„Ew. Durchlaucht!

Ihre kaiserliche Hoheit die Erzherzogin Sophie erwartet Ihren Besuch morgen um 1 Uhr dringend und geheim.

Wien, den 17. November 1837.

P. Justinian."

„Es ist wichtig, Herr Walter," sprach der Pater mit einem bedeutsamen Blick, als er dem Diener das gesiegelte Billet übergab.

„Sehr wohl, Ew. Hochwürden! Soll sogleich

besorgt werden," versetzte der Diener. Der Pater entfernte sich.

Se. Durchlaucht der Fürst Metternich waren in der That sehr beschäftigt; sie setzten die ganze Staatskanzlei in Thätigkeit, so viel gab es auszufertigen, so viel anzuordnen im In- und Auslande.

Zwei Dokumente las der Fürst mit sichtbarem Wohlgefallen. Das Eine war der zur Ratificirung eingesandte neuabgeschlossene Vertrag mit Rußland — eine Art Schutz- und Trutzbündniß gegen innere und äußere Feinde und ein gegenseitiges Versprechen keinen von den überhandnehmenden Neuerungen in die Staats-Verwaltung und Regierung Zulaß zu gestatten. Das Dokument war von einem Schreiben des östreichischen Botschafters in Petersburg, des Grafen Dippold, begleitet, der noch besonders die wohlwollende Gesinnung des Czaren für den Fürsteu Metternich und den Wunsch desselben, in ununterbrochenen, freundschaftlichen Beziehungen zu Oestreich zu stehen, anzeigte.

„Nun ist es vollkommen gut," sprach der

Fürst vor sich hin, als er den vortrefflich abgefaßten Traktat durchgelesen hatte.

Das zweite Dokument war das Schreiben eines geheimen östreichischen Agenten in Petersburg, welcher die Umsicht, Gewandtheit und Ergebenheit des Botschafters rühmte und von seiner außerordentlichen Beliebtheit bei dem russischen Großherrn sowohl, als bei dessen Staatsdienern sprach. „Auf den Grafen Dippold ist sowohl in Ansehung seines Willens als seiner Fähigkeit immer zu rechnen," endete der Bericht.

„Ich will ihn bei mir haben," war das Selbstgespräch des Staatskanzlers, nachdem er die Mittheilung gelesen. „Nibauer," befahl er Einem der Staatssekretäre, „fertigen Sie die Abberufung des Grafen Dippold aus. Grund dafür: Um ihn auf einen wichtigern, seines großen Talentes noch würdigern Posten zu stellen. Für seine ausgezeichnete, wenn auch kurze Thätigkeit in Petersburg wird ihm von Sr. Majestät dem Kaiser der Theresienorden und der Kammerschlüssel verliehen." Der Staatssekretär beeilte sich, die angegebenen Aktenstücke auszufertigen.

Kaum war dieser letzte Befehl des Fürsten ertheilt, als Walter, der Kammerdiener, eintrat und ihrer Durchlaucht ein gesiegeltes Briefchen, mit den Worten: „Vom Pater Justinian,“ übergab.

Metternich erbrach und las. Er klingelte einem Diener, frug, ob der Pater noch da sei, und erhielt eine verneinende Antwort.

„Ich weiß ganz wohl, was das zu bedeuten hat,“ dachte Metternich bei sich; „allein ihr kommt zu spät. Der Fürst Metternich ist vollkommen vorbereitet und gerüstet, euch entgegen zu treten.“ Obwohl der Staatskanzler sich es selbst ableugnete, so war er doch in einem hohen Grade auf die bestehende Unterredung mit der Erzherzogin gespannt, mit welcher er bis jetzt nur Blicke und Worte der Etiquette gewechselt hatte. Nicht ganz ohne Unruhe sah die Durchlaucht der angegebenen Stunde entgegen. Eine besondere Bedeutung maß sie dem Umstande bei, daß ihr die Einladung durch den Pater Justinian zugekommen.

Stern und Kreuz prangten an der Brust des

Ministers, als er den nächsten Tag zu dem Besuch der Erzherzogin bereit war; der grüne, goldverbrämte, unförmliche Staatsrock, die kurzen, weißen Beinkleider, ferner ein Ding, das einen Degen vorzustellen hatte, aber weit mehr an die Feder und ihre Macht, das mehr an die Stärke des Kopfes, als der Faust mahnte, waren die Hauptbestandtheile der glänzenden Uniform, die von dem Feldherrn, von dem Banquier, von dem Grafen, von dem Prälaten, von dem Bauer und Bürger gleich respektirt wurde, trotz ihres komischen, lächerlichen Aussehens.

So ausgestattet, überdies mit der gebührenden Demuth und dem gebührenden Stolze, mit dem Bewußtsein seines Sieges und doch seiner Untergebenheit ausgerüstet, begab sich der Fürst zur bestimmten Stunde in die kaiserliche Burg, schritt dem Theile des Gebäudes zu, wo der Erzherzog Franz Carl seine Wohnung hatte und ließ sich bei der Erzherzogin melden. Er mußte einige Zeit warten und er dachte bei sich: „Die Dame will mich fühlen lassen, daß sie Erzherzogin ist; als ob ich das sonst vergessen hätte. Ich

unterziehe mich sehr leicht dieser kleinen Demüthigung, die Dame soll dafür länger warten, wenn es sich um ein Größeres handeln wird, als in irgend einen Saal zu treten. Der Fürst Metternich wird die Erzherzogin warten lassen." Nach einigen Minuten Wartens wurde der Fürst von einem Diener in einen kleinen Saal geführt, wo die Erzherzogin gleich nach ihm erschien.

Der Minister verbeugte sich tief und ehrfurchtsvoll. Die Dame grüßte stolz und höflich, sie sah blaß und leidend aus, was der stolzen, ehrgeizigen Frau ein noch imposanteres Aussehen als gewöhnlich verlieh.

Sie nahm das Wort:

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen, Herr Staatskanzler."

„Ich gehorchte dem Befehle Ew. kaiserlichen Hoheit."

„Fürst, Sie können mir, dem Lande und sich selbst nützlich sein, wenn Sie wollen," sprach die Prinzessin.

„Womit kann ich der kaiserlichen Hoheit dienen? Das Wohl des Landes ist die Aufgabe

meines Lebens. Ich arbeite dafür nach meinen Kräften. Was mich selbst betrifft, bin ich zufrieden, so lange es mein Monarch mit mir ist."

„Der Fürst Metternich," ließ sich die Erzherzogin vernehmen, „ist ein treuer Diener seines Herrn. Wer wüßte das nicht. Er diente dem Kaiser Franz, er dient dem Kaiser Ferdinand; er wird auch dem Nachfolger Ferdinand's dienen."

„Wenn, was Gott verhüte," fiel der Fürst ein, „das unerbittliche Geschick den östreichischen Thron erledigt."

„Wäre es denn ein gar zu großes Unglück, wenn der Erzherzog Franz Carl auf den Thron gelangte?" frug ziemlich barsch die Erzherzogin.

„Zum Beglücken ist das Geschlecht der Habsburger berufen, vom ersten bis zum letzten Glied derselben. Niemand ist von dieser Ueberzeugung mehr durchdrungen, als der Diener Ew. kaiserlichen Hoheit."

„Warum soll es also Gott verhüten, daß der

östreichische Thron erledigt werde?" frug die Erzherzogin.

„Es lebe Kaiser Ferdinand!" lautete die Antwort.

„Er lebe!" versetzte die Prinzessin, „aber er steige von dem Thron, auf dem er doch nur sitzt, ohne die andern Bedingungen, welche dieser Platz erfordert, zu erfüllen."

„Kaiser Ferdinand ist ein gütiger, gerechter Monarch," sprach mit einem künstlichen, täuschenden Tone der Fürst.

„Er ist gütig, vielleicht gerecht; aber kein Monarch," entgegnete die Erzherzogin. „Herrscht er? Hält er die Zügel der Regierung in der Hand? Weiß er, was um ihn her, was in seinem Reiche vorgeht? Ordnet, ändert, schlichtet er etwas? Thut er einen Blick in den Lauf der Geschäfte? Behält er sich irgend eine Entscheidung vor? Lenkt er irgend eine Angelegenheit nach seinem Kopfe, und wenn sie noch so wichtig ist? Hat er einen Willen, nur eine Meinung? Nichts von alledem und Sie sagen: er ist ein Monarch!"

„Wohlfahrt herrscht im Reiche und das Scepter Ferdinand's ist das Glück der Nationen," sprach mit Salbung der Minister.

„Das sind Redensarten, Fürst, deren ich mich von Ihnen versehen habe. Ich aber will desto klarer und offener sprechen, ohne alle Diplomatie: Wollen Sie mir helfen den rechtmäßigen Monarchen — Kaiser Ferdinand ist es vermöge eines zu Recht bestehenden Gesetzes nicht — auf den ihn gebührenden Thron setzen?"

„Ich verstehe," antwortete Metternich in einem sehr weichen Tone, wie plötzlich von einem Gedanken getroffen. „Die kaiserliche Hoheit will die Treue eines erprobten Dieners auf die Probe stellen. Ich habe graue Haare, und wer so lange wie ich auf dem geraden Wege geht, ist von demselben nicht abzubringen, verlassen sich Ew. kaiserliche Hoheit darauf. Ich bin fest und treu."

„Der Heuchler!" dachte die Erzherzogin und sie rief zornig: „Sie verstehen mich vollkommen; ich verbitte mir, Herr Staatskanzler, dieses Spiel; ich bin nicht gesonnen, mich vom Fürsten Metternich verhöhnen zu lassen. Ich bin die Erz-

herzogin Sophie, Herr Staatskanzler; es wäre Ihnen anzurathen, daß Sie das nie vergäßen."

Der Diplomat wurde durch diesen heftigen Ausfall der Prinzessin außer Fassung gebracht; er fühlte sich und seine Stellung als Minister angegriffen, beleidigt. Mit der Fertigkeit eines geübten Fechters jedoch hob er sich bald von seinem Sturz empor und setzte sich in seinem Sattel wieder ganz zurecht. Er antwortete:

„Weil ich nicht vergessen kann, darf und will, wer Ew. kaiserliche Hoheit sind, verstand ich allerhöchst Dieselben nicht."

„Also Kampf zwischen uns?" frug die Prinzessin mit flammenden Blicken, mit dem Ausdruck unbezwungener Leidenschaft.

„Ich bin der treueste Diener meines Kaisers," erwiderte ruhig und mit Nachdruck der Minister.

„Nehmen Sie sich in Acht, ehrgeiziger Staatskanzler. Es könnte Ihnen schwerer werden, denn je, die Herrschaft zu behalten. Sie können sich selbst einen schlimmen Dienst geleistet haben durch die Unbeugsamkeit, und der Fürst Metternich

kann schlimmer enden, als seine Scharfsicht vorausgesehen."

Wieder antwortete der Minister mit Ruhe und mit Nachdruck: „Ich bin der treueste Diener meines Kaisers."

Der Zorn überwältigte die Prinzessin und sie rief: „Sie sind entlassen, Herr Staatskanzler!" und begleitete diese Worte mit einer gebieterischen, heftigen Bewegung der Hand.

Der Minister verbeugte sich kalt, aber mit aller schuldigen Ehrerbietung und ging.

Erst als er aus dem Gemache war, knirrschte er mit den Zähnen, ballte die Fäuste und rief laut: „Jacta est alea, Du sollst meine Demüthigung theuer bezahlen, Furie!"

Er glättete aber sein Gesicht zu einer lächelnden Freundlichkeit, als der Thürsteher und sonstige Diener ihm die Reverenz erwiesen und Niemand, der diesen Mann sah, konnte die Aufregung, den wilden Sturm in seinem Innern ahnen. Er hatte Geschäfte beim Kaiser und begab sich von der jedenfalls unerfreulichen Audienz in das Kabinet des Monarchen.

Die Majestät war damit beschäftigt, in Gesellschaft einer alten Frau, der Neigung seines Herzens zu folgen und jedem Gedanken ohne Rückhalt, zu dem er so oft verurtheilt wird, mit kindischer Voreiligkeit Worte zu leihen.

Das Zimmer, in welchem der Kaiser sich mit der alten Dienerin, der begünstigten Madame Cibini, befand, war mit wahrhafter kaiserlicher Pracht ausgestattet. Indische Teppiche von feinster Arbeit und buntester Färbung, mit eingearbeiteten abenteuerlichen Figuren, wie sie die ausschweifende Phantasie des Morgenlandes zusammensetzt, bedeckten den Boden. Große Spiegel in goldenen Rahmen bedeckten die Wände und verliehen dem Aufenthalt etwas Zauberhaftes. Die Decken der Tische bestanden aus den köstlichsten Mosaikarbeiten; der Werth der gesammten Einrichtung war unschätzbar, und es ist sehr leicht zu erklären, daß der Bewohner dieses Gemaches, selbst wenn er Begriffe festzuhalten fähig, auf Mangel und Entbehrungen der zahllosen vom Schicksal Verstoßenen und Geächteten vergessen müsse.

Der Kaiser war in einer ganz einfachen bürgerlichen Bekleidung; der große, kärglich mit Haaren bedeckte Kopf lag schief gegen die eine oder andere Schulter geneigt. Weder auf dem rothwangigen Gesichte, noch in den grauen Augen war irgend ein Ausdruck des Gedankens bemerklich. Das Schicksal wollte sicherlich nichts anderes, als die närrische Menschheit persifliren, indem es eine Krone auf dieses Haupt gesetzt.

Einen Gegensatz zu diesem vollen, rothen, nichtssagenden Gesichte bildete der Kopf der begünstigten Italienerin. Ihre Wangen waren eingefallen und runzelig, wie das bei italienischen Frauen im vorgerückten Alter gewöhnlich, aber ihre dunkeln Augen sprühten jugendliches Feuer, es sprachen Verstand und Verschlagenheit aus ihnen; auf den ersten Blick bemerkte man einen thätigen, lebendigen Geist in den Zügen dieses Weibes, die noch Spuren einstiger Schönheit verriethen.

Der Kaiser las die Theaterzettel durch und sagte zu seiner Vertrauten:

„Das sind lauter fade Stücke, nie was Lustig's;

so a Wurstlkomödie wie im Prater sollten's aufführen, meinst nit, Cibini?"

„Das wäre nicht schicklich, Ew. Majestät," lautete die Antwort der Frau.

„Schicklich!" wiederholte der Kaiser mehrere Mal und lachte. „Nicht wahr, Cibini, Du möchst ka Kaiser sein? Es ist eine große Aufgab', man kann nie nach Herzenslust sich unterhalten und reden. Warum soll ich denn nit sagen, daß ich a „„Wurstel"" gerne seh, daß ich Knödel gerne eß, wann wer dabei is, Alles, weil ich ein Kaiser bin und weil sich's nit schickt." Die Dame sah den Sprecher mit einem kaum verhohlenen Bedauern an.

„Aber, ein Kaiser, Ew. Majestät, ist die erste Person im Reiche und kann allen Andern gebieten."

Der Kaiser lachte wieder laut auf: „gebieten, gebieten!" wiederholte er, „ach, das is schön, ich kann gebieten, ich kann sagen: ruhig, und's müssen Alle ruhig sein; ich kann sagen: brav sein, und da müssen's Alle brav sein. Was kann ich denn Alles sagen, Cibini?"

„Ew. Majestät können sagen: Wir wollen, daß Der und Der avancirt, ich will, daß Der und Der einen Orden, daß Der und Der eine Anstellung bekommt, und es muß augenblicklich geschehen.“

„Du, Cibini, ich möcht' so was sagen!“ rief lachend und händeklatschend der Kaiser. „Weißt Du Keinen, den ich avanciren lassen könnte; das wird mir Vergnügen machen, Jemanden, der sich's gar nit erwartet, hinauf zu bugsiren, ha, ha ha!“

„Mein Schwiegersohn ist beim Militär, Ew. Majestät, und würde zum glücklichsten Menschen durch die Gnade Ew. Majestät,“ versetzte die schlaue Italienerin.

„Das ist gescheidt!“ rief der Kaiser, „der muß Offizier werden, er mag wollen oder nit, ich thu's nit anders. Wird's aber auch gewiß geschehen, wenn ich's will?“ frug er plötzlich, durch diesen Zweifel gestört. „Wird's der Metternich zugeben?“

„Wenn Ew. Majestät schreiben oder sagen: ich will's, so muß, so wird es geschehen.“

„Also, ich sage: ich will's," sprach der Kaiser.

„Nicht mir, Ew. Majestät, sondern dem Grafen Menzdorf, dem Präsidenten des Hofkriegsraths, belieben Ew. Majestät das zu sagen."

„Gib a Papier her!" rief der Kaiser, „ich schreib's gleich." Die Italienerin reichte dem Kaiser Papier und dieser schrieb auf ein Blatt: „Ich will's!"

„Ist es so recht, Cibini?" frug er und zeigte ihr das Blatt. Ein höhnisches Lächeln spielte um die Lippen der Italienerin. „Ew. Majestät haben dem Grafen anzugeben vergessen, was Allerhöchstdieselben wollen," bemerkte sie, das Lachen mühsam zurückhaltend.

„So sag', was ich schreiben soll," verlangte der Kaiser.

Die Dame diktirte und der Kaiser schrieb folgende Zeilen:

„Der Lieutenant Baron Zitkai wird zum Oberlieutenant befördert; ich will's.

Wien, 18. November 1837.

Ferdinand."

„Herrlich, herrlich!“ rief der Kaiser, lachte und klatschte in die Hände; die Italienerin sah den Beherrscher von sechsunddreißig Millionen Menschen mit Hohn und Mitleiden an.

„Wenn Du bei mir bist, Cibini, unterhalte ich mich schon am besten!“ rief der Kaiser, nachdem der Ausbruch seiner Lustigkeit nachgelassen. „Schade, daß wir nicht immer beisammen bleiben können.“

„Wie gütig und wohlwollend sind Ew. Majestät gegen eine unbedeutende, aber ganz ergebene Dienerin,“ erwiderte die verschlagene Italienerin, nahm das Handbillet des Kaisers und war im Begriffe zu gehen und es an den Ort seiner Bestimmung abzusenden, als der alte Oberstkämmerer, der Graf Czernin, eintrat und Se. Durchlaucht den Fürsten Metternich anmeldete. Der Kaiser machte ein trübseliges Gesicht, wie etwa ein Kind, das von seinem Hofmeister im Spiel unterbrochen und zu ernster Beschäftigung gerufen wird. Er sah fragend seine Freundin Cibini an. Diese nickte bejahend mit dem Kopfe, und der Kaiser sprach mit einem tiefen

Seufzer: „Er komme." Der Oberstkämmerer entfernte sich. Der Kaiser sagte in traurigem Tone: „Du verläßt mich, Cibini?"

„Ew. Majestät," versetzte die Italienerin, „werden jetzt das Glück und Heil allerhöchst Ihrer Völker berathen."

„Das Glück und Heil meiner Völker," stammelte der Kaiser. „Geh' also und komme bald wieder," und sie ging.

Bald darauf trat Metternich ein. Der Kaiser erblaßte, als er den Mann erblickte, der immer von Staatsgeschäften mit ihm sprach, auf dessen hoher Stirn die Thätigkeit der Gedanken zu erkennen war, und dessen ernster, ruheloser Geist mit den wichtigsten Angelegenheiten sich fortwährend trug. Der Kaiser erblaßte; der Minister aber erwies dem Träger der Krone alle geziemende Ehrfurcht, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß dieser die Ehrfurchtsbezeugungen kaum besser zu würdigen wußte, als das Heiligenbild, vor dem der andächtige Beter kniet.

„Was giebt es, Metternich?“ frug der Kaiser nicht besonders freundlich.

„Sehr erfreuliche Ereignisse, Ew. Majestät, die der Monarchie wie dem allerhöchsten Hause zum Vortheil gereichen.“

„Was habe ich dabei wieder zu thun?“ frug der Kaiser mürrisch.

„Es sei mir gestattet, Majestät,“ erwiderte der Staatskanzler, „die auf die genannten Ereignisse bezüglichen Depeschen dem allerhöchsten Willen zu unterbreiten und die kaiserliche Genehmigung der von mir für angemessen gehaltenen Schritte einzuholen.“

„Ich genehmige, lieber Metternich,“ rief der Kaiser, in der Hoffnung, von der Belästigung wieder frei zu werden und machte ein trübseliges Gesicht, als der Fürst hierauf Depeschen aus der Tasche zog und die eigentliche Verhandlung anfing. „Hier ist ein für Oestreich gewinnbringender Traktat mit Rußland,“ begann der Fürst.

„So, sind wir jetzt wieder gut mit meinem Herrn Bruder, dem Czaren?“ frug der Kaiser.

„Das beste Einvernehmen zwischen Oestreich

und Rußland ist befestigt, sobald Ew. Majestät diesen Traktat zu genehmigen und zu ratifiziren geruhen. Wünschen Ew. Majestät Einsicht von dem wichtigen Aktenstück zu nehmen?"

„Geben Sie nur, ich unterschreibe," sprach hastig der Kaiser; denn er fürchtete, daß der Fürst ihm den Inhalt vorlesen würde. Der Minister reichte die Depesche hin und der Kaiser unterschrieb.

„So," sprach die Majestät, nachdem sie gezeichnet hatte; „jetzt wird uns wieder der Herr Bruder, der Czar, ein Mal besuchen und es wird recht lustig hergehen bei uns. Wenn er nur im Winter käme, dann halten wir eine Pirutschab im Schönbrunn. Ach, das ist so schön, wenn die Glöcklein schallen und die Peitschen schnalzen. Sie müssen auch dabei sein, Metternich. Sie sind ein braver Mann."

„Ew. Majestät!" sprach der Staatskanzler und verneigte sich.

„Sie haben so viel zu thun, armer Metternich," fuhr der Kaiser fort; „Sie müssen sich

doch auch ein Mal unterhalten; es muß unerträglich sein, wenn man so viel zu thun hat."

„Ich arbeite für meinen allergnädigsten Kaiser, und darum ist mir nichts unangenehm, nichts zu schwer."

„Das ist sehr schön von Ihnen. O, Sie sind ein Goldmann," sprach der Kaiser und weinte fast vor Rührung. Der Minister benutzte diesen Augenblick, um den Sinn des Monarchen auf die Geschäfte zu lenken, deren Erledigung ihm von Wichtigkeit waren.

„Ew. Majestät!" begann er, „noch mehrere Entscheidungen erwarten die allerhöchste Bestätigung."

„Also noch Geschäfte?" frug ängstlich der Kaiser.

Ohne hierauf zu antworten, ging der Minister gleich auf die Sache über, weil er den geistesschwachen kindischen Kaiser kannte, und wußte, daß er jedem angeregten Gedanken in seiner Art sogleich folge. Der Minister ließ sich vernehmen:

„Denjenigen, der den Traktat mit Rußland durch Geschicklichkeit und Gewandtheit zu Stande gebracht und dem Staate sowohl als dem allerhöchsten Kaiser einen überaus wichtigen Dienst geleistet, wollen Ew. Majestät den Theresienorden und den Kammerschlüssel als Zeichen der kaiserlichen Zufriedenheit zuerkennen."

„Der Theresienorden hat ein recht schönes Bandel; der Orden wird unserem Gesandten gewiß eine Freude machen, glauben Sie nit, Metternich?"

„Wer sollte unempfänglich für die Gnade seines Monarchen sein!" entgegnete der Staatskanzler.

„Sie sind ein braver Mann, Metternich. Unser Gesandter in Rußland soll das Bandel haben. Wen haben wir denn dort als Bevollmächtigten? So nennt man ja auch die Gesandten?"

„Der Graf Julius Dippold hat sich der außerordentlichen kaiserlichen Gnade würdig erwiesen."

„Ah, der mit den weißen Zähnen, der auf dem letzten Hofball so schön getanzt hat?“

Der Fürst bejahte durch eine Verneigung.

„Schau, schau!“ fuhr der Kaiser fort. „Dem wird es gerade recht gut stehen, wenn er so tanzen wird wie auf dem letzten Hofball. Er soll den Theresienorden haben.“

„Ingleichen,“ nahm der Minister schnell das Wort, damit sich die Gedanken des Monarchen nicht wieder zerstreuten und von dem eben behandelten Gegenstand abwendeten, „wollen Ew. Majestät geruhen, die Abberufung des genannten Botschafters zu bestätigen, damit er auf einem seines Talents würdigen Posten dem Staate weiter zu dienen Gelegenheit habe?“

„Also wird der Graf Dippold von Petersburg abberufen?“ frug der Kaiser.

„Es gibt für ihn daselbst nichts mehr zu wirken, Majestät; er hat seine Sendung vollbracht.“

„So lassen's ihn jetzt hier, damit er auf unsern Bällen tanzen kann. Der Teufelsmensch hat auch meiner Frau Schwägerin, der Erzherzogin Sophie gefallen.“ Der Kaiser unter-

zeichnete die beiden dargereichten Dokumente. Der Minister ließ noch einige Ernennungen von dem Kaiser unterfertigen und entfernte sich zur Freude des befreiten aufathmenden Kaisers, der sich wieder seine Cibini herbeirufen ließ und sein kindisches Treiben und Plaudern von Neuem begann.

Der Fürst Metternich ging zufrieden, mehr noch, er ging triumphirend von dem Kaiser. Er trug nach seiner Ueberzeugung die Garantien seiner Macht bei sich. Und als die Schranzen und Chargen, an denen er vorbei kam, sich in sklavischer Demuth vor ihm verbeugten, ging er stolz grüßend weiter und sprach zu sich selbst: „So soll, so wird es bleiben, was auch jenes hochmüthige Weib unternehmen mag."

In einem der Corridore, durch die er schreiten mußte, um nach seiner Wohnung zu gelangen, stieß der Fürst auf den Pater Justinian, der mit einem Hofdiener in einem angelegentlichen Gespräch verflochten schien. Es war schwer zu entscheiden, ob Zufall oder Absicht den Diener der Kirche vor die Augen des Staatskanz-

lers gebracht. Jedenfalls kam die Begegnung dem Staatskanzler gelegen. Der Minister winkte dem Pater und dieser folgte ihm.

„Ich bin zu Ihren Diensten, Durchlaucht," sprach der Pfaffe.

„Folgen Sie mir," sagte der Minister. Dann gingen sie schweigend neben einander, bis sie das Gemach des Ministers aufnahm. Daselbst angelangt, änderte sich mit einem Mal das Benehmen und die Haltung des Paters. Nicht mehr jene Scheu, Devotion und Ehrerbietung bemerkte man an dem heiligen Mann; er stand und benahm sich vielmehr ganz leicht und frei dem Allgewaltigen gegenüber.

Der Pater nahm zuerst das Wort: „Sie haben mit mir, ich habe mit Ihnen zu sprechen, Durchlaucht."

„Einige Zeilen von Ihrer Hand, ehrwürdiger Pater, haben mich zu Ihrer kaiserlichen Hoheit, der Erzherzogin Sophie berufen," sprach Metternich.

„Darf ich wissen, was die hohe Frau von dem Staatskanzler verlangte?" frug der Pater.

„Sollte das dem ehrwürdigen Herrn fremd sein?"

„Nein, es ist mir nicht unbekannt, Herr Staatskanzler. Die Erzherzogin verlangte, daß ein wirklicher Kaiser auf den Thron von Oestreich gelange."

„Ein wirklicher Kaiser? Wie soll ich diesen Ausdruck in Ihrem Munde verstehen?"

„Ist Ferdinand Kaiser, Herr Staatskanzler?" frug der Pater mit fester lauter Stimme, indem er das Haupt erhob und dem Fürsten fest ins Auge sah.

„Nein," erwiderte Metternich.

„Nun verstehen Ew. Durchlaucht den Ausdruck: wirklicher Kaiser?"

„Sie, ehrwürdiger Vater, scheinen also das Verlangen der Erzherzogin zu billigen?" frug der Minister mit einer erkünstelten Ueberraschung.

„Das thue ich, das muß ich thun."

„Sie sind also mehr für die Erzherzogin als für mich?"

„Wie mag der Fürst Metternich, unser vertrauter Gönner und Schützling so fragen? Ich

bin weder für die Erzherzogin, noch für den Staatskanzler; ich bin für die Kirche."

„Und vergessen Sie, was ich für die eben gethan?"

„Gewiß nicht; aber ich bedenke auch, was Sie ferner für sie thun können."

„Trotz der vielen Dienste, die ich der Kirche geleistet, wollen Sie gegen mich sein?"

„Für die Kirche zu wirken, ist Ihre und meine Aufgabe."

„Ich halte bis zur Stunde die Macht in Händen, Herr Pater, und ich glaube, die Kirche braucht keine festere Säule als ich bin."

„Herr Staatskanzler, Sie sind ein alter Mann, die Kirche will und muß sich ihre Zukunft sichern, und selbst wenn Sie jung wären, ist Kaiser Ferdinand krank; — mit ihm fallen Sie, — und die Kirche könnte morgen ohne Stütze sein. Das bedenken Sie."

„Sie unterstützen also wohl die Forderung der Erzherzogin, daß ich den Kaiser Ferdinand vom Throne stoße?"

„So thue ich, Herr Staatskanzler, und zwar

im Namen der Gesellschaft Jesu, die Sie zu kennen, Fürst, der Sie Treue, Anhänglichkeit und Gehorsam geschworen, und deren Unterstützung Ihnen in allen schwierigen Lagen, bei allen schweren Kämpfen zu Theil geworden."

„Ich soll also von der Höhe mich selbst herabstürzen, zu der ich mühsam empor geklommen?"

„Es muß so sein, weil wir sonst, wenn wir mit Ihnen halten, den Staatskanzler und den Fürsten für unsere Sache zu verlieren, Gefahr laufen. Gibt's da noch zu bedenken, zu schwanken, und ist es für Ihren Ehrgeiz nicht genug, wenn Sie Staatskanzler sind und nichts weiter?"

„Und morgen, wenn die hohe Frau einen ihrer Günstlinge an meine Stelle wünscht, vielleicht nichts als ein Mann, der etwas gewesen."

„Es kann so kommen, Sie haben Recht, aber Sie müssen dennoch weichen. Die Kirche verlangt dieses Opfer. Dürfen Sie denn ehrgeizig sein?"

„Es erfordert Ueberlegung," versetzte der Minister gedehnt mit einem höhnischen Lächeln, „ob so zu handeln sei."

„Doch nicht Ihre Ueberlegung?“ sprach der Pater, indem er sich empor richtete, man könnte sagen, sich vergrößerte; „wir haben überlegt und es ist beschlossen.“

„Sie irren sich, mein ehrwürdiger Freund,“ sprach Metternich nach einigem Bedenken. „So leichterdings wegwerfen, nachdem man ihn abgebraucht, nachdem man ihn ausgepreßt, läßt sich der Fürst Staatskanzler nicht.“

„Was sagen Sie!“ rief der Pater, und die Flammen seiner Blicke trafen den Minister, es war eine mächtige Stimme, die nun donnerte. „Sie wollen mehr gelten als die Kirche, der Sie zu dienen sich verpflichtet? Sie wollen sich höher stellen, als die hohe, die heilige, die ewige? Bedenken Sie, was Sie thun, Herr Staatskanzler. Die Kirche läßt sich noch weniger als Sie mißbrauchen und wegwerfen. Die katholische Kirche ist doch noch etwas größer und mächtiger als der Staatskanzler Fürst Metternich. Die Kirche hat das Recht, auszupressen und wegzuwerfen nach Gefallen.“

„Weil ich ihr dieses Recht nicht zugestehe,

sage ich mich los von ihrem Dienste," meinte der Minister, „ich kann und will ihr nicht anders dienen als in meinem Sinne."

Die Augen des Paters traten aus den Höhlen, die Adern an der Stirn quollen vom heißen Blut; allein er bezwang die Erregung, und sprach ruhig mit gepreßter Stimme: „Sie sagen sich los, Herr Staatskanzler, vom Dienste der Kirche? Sie wollen der Kirche Zugeständnisse machen oder auch nicht machen, wie es Ihnen eben beliebt?"

„Ich sage mich von ihr los," antwortete der Fürst; „wenn sie mich zum Spielball erniedrigen will."

Der Pater lachte laut auf, daß es gellte: „Heißt das der Kirche dienen, wenn der Dienst Grenzen hat? Wenn die eigene Wahl entscheidet? Wenn der Diener bei jeder Forderung der Kirche den eigenen Vortheil mißt und zu Rathe zieht, Herr Staatskanzler? — Es ist wohl nicht Ihr Ernst, daß Sie auf diese Weise der strengen, ewigen unwandelbaren Kirche zu dienen meinen. Herr

Staatskanzler, ich hoffe, Sie werden thun, was Ihre Pflicht, was Sie sollen, was Sie müssen."

Wieder erhob sich der Pater als er so sprach und seine Augen, die er auf den Minister heftete, glühten vom Feuer der Leidenschaft. „Sie werden gehorchen," setzte er hinzu, indem er gebieterisch die Hand ausstreckte. „Sie werden Ferdinand vom Throne stürzen und nichts mehr sein wollen als Staatskanzler."

„Wer wagt es, dem Fürsten Metternich Befehle zu ertheilen?" rief der Minister.

„Die Kirche wagt es durch meinen Mund, und wehe Dir, Sklave, wenn Du nicht gehorchst."

Metternich lächelte verächtlich als er sprach: „Ich gehe allein meinen Weg."

Wie eine heftige Erschütterung überkam es den Pater, „Sie wiederholen dieses unglückselige Wort!" stieß er unter heftigen Athemzügen aus.

„Wie die Kirche mich verläßt, so verlasse ich sie."

„Eitler Thor!“ sprach sich mühsam bezwingend mit offenbar zurückgehaltener Wuth der Priester: „Du verdirbst Dich selbst.“

„Ihr sollt an mir einen würdigen Gegner finden, ich kenne Eure Pfeile und werde sie vermeiden,“ entgegnete Metternich.

„Und Ihr Schwur?“ frug der Pater erwartungsvoll auf's Aeußerste gespannt.

„Sie verlangen doch nicht, daß ein Schwur mich binde,“ hohnlachte der Minister; „in Eurer Schule lernt man solche Kleinigkeiten verachten — und nun genug, wir sind geschieden.“

Der Pater raffte alle Kraft zusammen und frug mit gemessener Ruhe: „Fürst, Sie fallen also ab von der Kirche und von dem heiligen Bund, dem Sie angehören, Sie bleiben dabei? Ueberlegen Sie wohl, was Sie sagen.“

„Genug der Kühnheit,“ rief der Minister; „verlassen Sie mich; ich befehle Ihnen, ich, der Fürst Metternich, vor welchem Tausende sich beugen.“

„Rebell!" schrie der Pater mit unterdrückter, kreischender Stimme, „Du bist verloren!" Er zog mit großer Raschheit einen Dolch aus dem Gewande und stürzte wie eine blutgierige Hyäne auf den Minister los. Dieser gewahrte das blitzende Eisen in der Hand des rasenden Pfaffen und wich rasch von Angst getrieben zurück. Er rettete sich hinter einen Tisch, der ihn für den Augenblick von dem Angreifenden trennte, und hoffte genug Zeit zu finden, um nach Hilfe zu rufen. Der Pater aber, sobald er den Hilferuf vernahm und mit schneller Gedankenthätigkeit erkannte, daß Raschheit nothwendig, wenn ihm die Beute nicht entgehen sollte, sprang mit überraschender Behendigkeit und Kraft auf den Tisch, der ihn von seinem Opfer trennte, und holte aus mit der Hand, um den tödtlichen Stoß nach dem Minister zu führen. Ein Schrei, wie ihn die Todesangst auspreßt, entfuhr dem Fürsten, er hielt sich für verloren, als ihm mit Blitzesschnelle, wie es der Moment erheischte, ein Gedanke der Rettung durch die Seele fuhr. Er duckte sich schnell, hob dann eben so schnell mit

dem Kopf und den Armen zugleich den Tisch und schleuderte ihn gewaltsam um. Der Pater ward dadurch zu Boden geworfen, unter dem Tische gewissermaßen begraben und für einige Augenblicke unfähig, sich wieder zu erheben. Der Weg zur Flucht war offen, der Fürst gerettet. Er entwich aus dem Gemach und versperrte die Thüre hinter sich. — — Sobald sich der Pater empor gerafft, sah er, daß er ein Gefangener sei.

Er setzte sich auf einen Stuhl, und sah mit Festigkeit und Ruhe, dem, was kommen würde, wie es auch immer geartet sein sollte, entgegen, wie ein Mann, der sich bewußt, daß er nicht anders handeln konnte, als er gehandelt, daß er nicht nur seine Pflicht gethan, sondern was nothwendig, unerläßlich, was er, sobald die Gelegenheit oder nur die Möglichkeit dazu geboten würde, wieder thäte. Es dauerte nicht gar lange, so wurde die Thür des Gemaches geöffnet. Ein Polizeibeamter und mehrere Polizeidiener traten ein und nahmen den Pater fest; er wurde in einen Wagen gesetzt, der im Hofe wartete und auf das Polizeihaus geführt. Der Com-

missär hatte ein Briefchen folgenden Inhalts an den Grafen Sedlnitzky zu bestellen:

„Lieber Graf!

Der Pater Justinian wird auf ewig aufgehoben. Das strengste Stillschweigen ist über diesen Vorfall zu beachten. Sorgen Sie dafür.

Wien, 18. November 1837.

Metternich.“

Der Polizeipräsident Sedlnitzky verstand vollkommen die Bedeutung dieser furchtbaren Worte. Der Pater Justinian wurde nie wieder gesehen, im „rosigen Lichte.“

Die Diener Metternichs erzählten ihren vertrautesten Freunden unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß der Pater einen Anfall von Wahnsinn bekommen und in Verwahrung gebracht werden mußte. Sonst verlautete nichts von ihm. Die Erzherzogin Sophie gab sich alle Mühe, ihren Seelsorger ausfindig zu machen und zu befreien; allein es gelang ihr trotz aller Anstrengung nicht einmal, seinen Aufenthalt zu

ermitteln. Die Allmacht des Ministers vereitelte jede Bemühung zu diesem Zwecke.

An diesem Tage, als am 18. November 1837, nahm die Revolution in Oestreich, die am 13. März 1848 losbrach, ihren Anfang.

(Ende des zweiten Bandes.)

Druck von C. Stange's Buchdruckerei in Leipzig.



Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

